15/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Ein Star tritt ab

Fußballidol Oleg Blochin beendete seine Rekordserie

Urlaub „intim"

FW-Reporter testeten in Bulgarien Privatquartiere am Schwarzen Meer

Immer schön locker...

Fitneßtraining für den Alltag – auf den Spuren junger Leute im ukrainischen Sumy

★ Inhalt

★ Im Blickpunkt

Jugend
Wie junge Ingenieure in einer ukrainischen Stadt leben **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Zugkräfte ohne Dampf **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Freundschaftsreise
Erlebnisse einer DSF-Delegation zwischen Karelien und Perm **Seite 16**

Sport
1,2 Millionen Fans wollten Oleg Blochins Abschiedsspiel sehen **Seite 18**

Rundtischgespräch
Die Union und die Nationalitäten **Seite 22**

Antifaschistischer Widerstand
Elisabeth Schumacher **Seite 24**

Memoiren
Karl-Eduard von Schnitzler erinnert sich **Seite 26**

Geschichte **Seite 28**

Erinnerung
Wassili Schukschin zum 60. Geburtstag **Seite 30**

Hundekundliches
Wer zählt die Rassen, nennt die Namen … **Seite 32**

Erzählung
Magda Szabó: „Die Aufführung **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie **Seite 40**

Lebensjubiläum
Neunzig Jahre im Zeichen der Fische **Seite 41**

Bildfeuilleton
Sparringspartner **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Verkehr
Fahrplanmäßiger Gütertransport Rostock–Riga übers Meer **Seite 46**

Kunstkabinett
Die hohe Schule der Lackmalerei **Seite 50**

Tourismus
Bulgarienurlaub im Privatquartier **Seite 52**

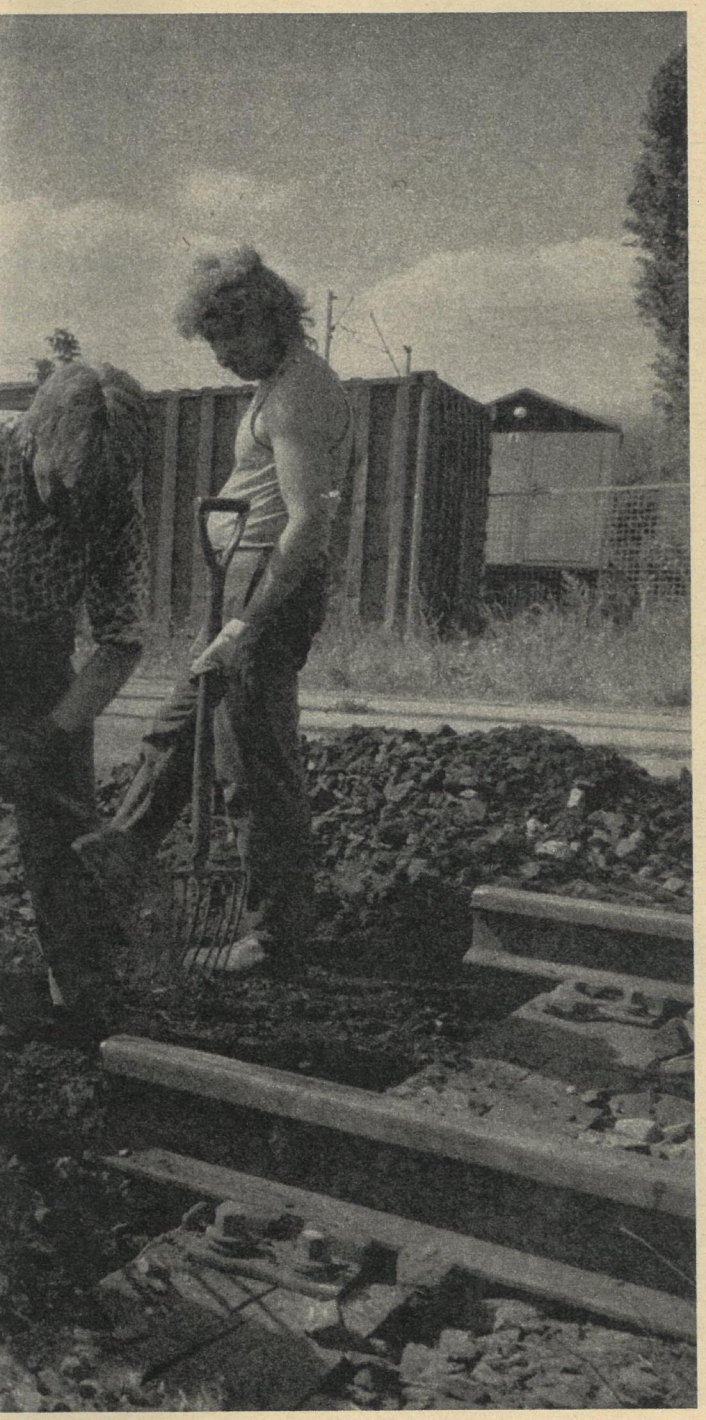
Titelfoto:
Lothar Willmann fotografierte in Sumy Igor vom Sparta-Klub

Redaktionsschluß für dieses Heft: 24. 7. 1989

Das doppelte Muß

Reichsbahnhauptrat Wolfram Emmersleben ist zufrieden. Nun hat er sie wieder, „seine“ Sommer-Studenten. Und genug Arbeit, die hat er auch für sie. Studentensommer 1989! Ort des Geschehens ist die Bahnmeisterei Berlin-Schöneweide. Hinter diesem Begriff verbergen sich 260 Kilometer schnellzubefahrendes Gleis, 60 Kilometer Rangier- und Bahnhofsgleise, 750 Weichenteile. Es ist Freitag. Auf dem alten Güterbahnhof Schöneweide muß eine Weiche ausgewechselt werden. Ein großer Eisenbahnkran steht bereit, eine Schotterbettreinigungsmaschine, hochproduktive Technik. Doch Knochenarbeit bleibt genug. In den nächsten drei Wochen jedoch verteilt sie sich auf viele Schultern. Konkret gesagt auf die zarten von zwanzig jungen Studentinnen, die den Hörsaal der Fachschule für Textiltechnik in Reichenbach mit dem Reichsbahngelände Berlin-Schöneweide vertauscht haben. Und auf die kräftigen Schultern von dreißig mongolischen Kommilitonen. Bis 14.00 Uhr soll die alte Weiche einer neuen weichen. Ein eisernes Muß. Die Produktion stellt diesen Termin. Und es gibt noch ein zweites Muß. Und auch dieser Termin lautet 14.00 Uhr. Da nämlich beginnt für die Studenten der Freizeitspaß. Eine Dampferfahrt ist angesetzt. Die Berliner Gewässer warten. Dieses doppelte Muß bestimmt den Arbeitsrhythmus des Tages. „Natürlich ist das hier schwere körperliche Arbeit“, sagt Studentin Katrin Jaritz. „Doch insgesamt macht die Sache großen Spaß. Und noch etwas muß ich sagen… Wie oft habe ich über die Reichsbahn geschimpft, wenn der Zug nicht pünktlich kam. Jetzt erlebe ich, wie schwer die Arbeit der Eisenbahner ist, wieviel dazu gehört, die Gleise zu warten, die Anlagen in Ordnung zu halten…“ Dann, nach einer kleinen Pause, fügt sie listig hinzu: „Womit ich keineswegs gesagt haben möchte, daß ich mich nicht auch weiterhin über Zugverspätungen ärgern werde.“ – Wie ist der Kontakt zu den mongolischen Kommilitonen? „Sehr gut“, sagt Katrin Jaritz. „Da gibt es überhaupt keine Probleme. Bis auf die sprachlichen natürlich. Aber notfalls verständigen wir uns mit Händen und Füßen.“ Für fünf Wochen sind die mongolischen Studenten in die DDR gekommen. Drei davon arbeiten sie bei der Deutschen Reichsbahn. Der Rest gehört dem Bildungsurlaub. Eine Rundfahrt durch die DDR werden sie unternehmen, Rostock, Dresden und Weimar besuchen. „Der Studentensommer ist ein großes Erlebnis für uns alle“, sagt Naimanaran Tchuluunbandi. „Unsere Gruppe kommt aus Ulan-Bator, Erdenet, aus Darchan. Wir sind das erste Mal in der DDR. Viel haben wir noch nicht gesehen. Erst einmal heißt es arbeiten. Doch Berlin ist eine wunderschöne Stadt.“

Freitag, Güterbahnhof Schöneweide… Um 10.00 Uhr ist die alte Weiche abmontiert, um 11.30 Uhr hebt der Kran die neue ins frischgemachte Schotterbett. Der Termin 14.00 Uhr gerät nicht ins Wanken.



„Der Güterbahnhof Schöneweide, auch sein alter Teil, ist enorm wichtig für die Versorgung Berlins“, sagt Reichsbahnhauptrat Emmersleben. „Rund 80 Prozent aller Baustoffe, aber auch Kohle, Obst und Gemüse rollen hier über den Ablaufberg. So eine Weiche spielt dabei eine große Rolle. Daß nun alles wieder läuft, ist auch ein Verdienst ‚meiner‘ Sommerstudenten.“

Bernd Siegmund (Text)
Uwe Völkner (Fotos)

Alles hat seine Grenzen

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Es gibt wieder mal anmaßende Ansprüche auf ein „Deutschland in den Grenzen von 1937“. Man soll es nicht für möglich halten. Aber erstens gibt es ein Potsdamer Abkommen, das den Verlauf der deutsch-polnischen Grenze an der Oder und Neiße festlegt. Damit war gewiß nicht gemeint, daß Polen und Deutsche eines späteren Tages aufs neue hin- und hersiedeln sollten. Das war endgültig! Die Erwähnung eines „Friedensvertrages“ als letzter Instanz setzte ehemalige Kriegführende voraus. Aber das unselige „Reich“ war untergegangen, hatte zu bestehen aufgehört. Zeit und Entwicklung waren weitergegangen. Weder die Deutsche Demokratische Republik noch die Bundesrepublik Deutschland hatten Krieg geführt. Gibt es noch einen Partner für einen Friedensvertrag?

Zweitens hatte Kanzler Konrad Adenauer über den Grenzverlauf und dessen Endgültigkeit keinen Zweifel. Jüngste Dokumente beweisen das. Er verschwieg sie nur aus Rücksicht auf die Umsiedler, wie er vorgab. In Wirklichkeit ging es ihm und seinesgleichen um Revanchismus und Revisionismus.

Drittens, oh Wunder: Die BRD und Volkspolen sind keine Nachbarn. Sie haben keine gemeinsame Grenze. Grenzen der BRD gibt es zu Dänemark, den Niederlanden, Belgien, Luxemburg, Frankreich, der Schweiz, Österreich, der Tschechoslowakei und zur Deutschen Demokratischen Republik. Diese wiederum hat gemeinsame Grenzen mit der BRD, mit Westberlin, der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik und der Volksrepublik Polen.

Viertens liegt demzufolge (auch wenn manche das nicht wahrhaben wollen) zwischen der BRD und Polen die Deutsche Demokratische Republik. Im Gegensatz zur BRD mit ihrem vorgeblichen „Rechtsanspruch auf Deutschland in den Grenzen von 1937“ und ihrer angemaßten „Obhutspflicht für die DDR“, einschließlich einer phantasiereichen „offenen deutschen Frage“, haben wir Lehren aus der Geschichte und Konsequenzen aus der sich verändernden Welt gezogen.

Fünftens mußte unter die tragischen Fehlentwicklungen der deutsch-polnischen Beziehungen endlich ein Schlußstrich gezogen werden. Aus der angeblichen Erbfeindschaft sollte Freundschaft für immer werden. Deshalb gehörte zu unseren ersten außenpolitischen Aktionen das Abkommen von Zgorzelec. Oder und Neiße, in Potsdam als Grenzverlauf festgelegt, wurden zur Friedensgrenze.

Sechstens lag das begreiflicherweise nicht im Sinne derer, die Deutschlands „Größe“ im Osten sahen, die Polen immer wieder geteilt hatten und die sich mit den Ergebnissen des Zweiten Weltkrieges nicht abfinden wollen. Deshalb waren die Grenzen der Deutschen Demokratischen Republik – ob an Elbe und Weser, ob um Westberlin, ob an Oder und Neiße – seit Kriegsende Ziel ideologischer, propagandistischer, emotionaler, ökonomischer und verdeckter Angriffe. Zahlreiche Manöver von Bundeswehr und NATO verrieten auch militärische Absichten.

Siebtens erklärten westdeutsche und amerikanische Medien den Deutschen die Oder-Neiße-Grenze als ungerecht, den Polen dagegen als gerecht.

Achtens hat die Deutsche Demokratische Republik stets ihrer internationalistischen Pflicht genügt, die Westgrenze des Sozialismus und die Freundschaftsgrenze zu Polen zu verteidigen. Nie mangelte es an militärischer Wachsamkeit und Bereitschaft. Stets haben wir unseren Beitrag geleistet, daß von deutschem Boden kein Krieg, sondern nur noch Frieden ausgeht. Und der sozialistische deutsche Staat hat Opfer gebracht, die seine wirtschaftliche Entwicklung verzögert haben – eingedenk der Leiden, die in deutschem Namen den Völkern Europas zugefügt worden sind.

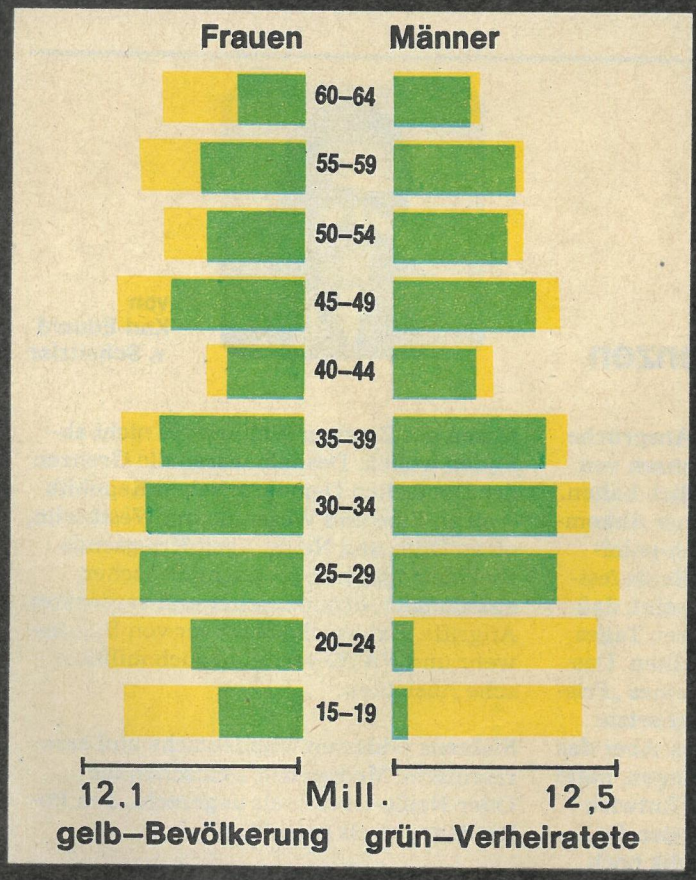
Neuntens hat die Deutsche Demokratische Republik – über ihre geographische Grenze hinaus – großen Anteil an der Politik des Dialogs, der allein zu Vertrauen, Entspannung und schrittweiser Abrüstung führen kann. Das Gewicht ihrer Argumente und Taten beruht sowohl auf aufrichtigen, vertrauenswürdigen, antifaschistischen Persönlichkeiten wie auf den Erfolgen ihrer auf Kontinuität und Erneuerung gerichteten Gesellschaftsstrategie und der Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik.

Zehntens ist es der Existenz und den Aktivitäten des Sozialismus zu danken, daß sich die Welt vorwärtsbewegt hat, seit Jahrzehnten in Frieden lebt und ins Zeitalter der Entspannung und der Zusammenarbeit getreten ist.

Elftens: Wenn Minister einer europäischen Regierung und Parteien eines europäischen Staates nun aufs neue die Forderung nach einem „Deutschland in den Grenzen von 1937“ erheben und von einem „Reich Bismarckscher Prägung“ spinnen, das nicht untergegangen sei, sondern fortbestehe, so sind das mehr als großdeutsche Träume an Bonner Kaminen: Erreichtes soll rückgängig gemacht, Ersehntes, Mögliches, Lebensnotwendiges vereitelt werden.

Zwölftens lehrt die Geschichte, daß solche Phantasien am eigenen Größenwahn und letztlich in Lächerlichkeit scheitern.
Dreizehntens hat alles seine Grenzen.
Auch Grenzen.

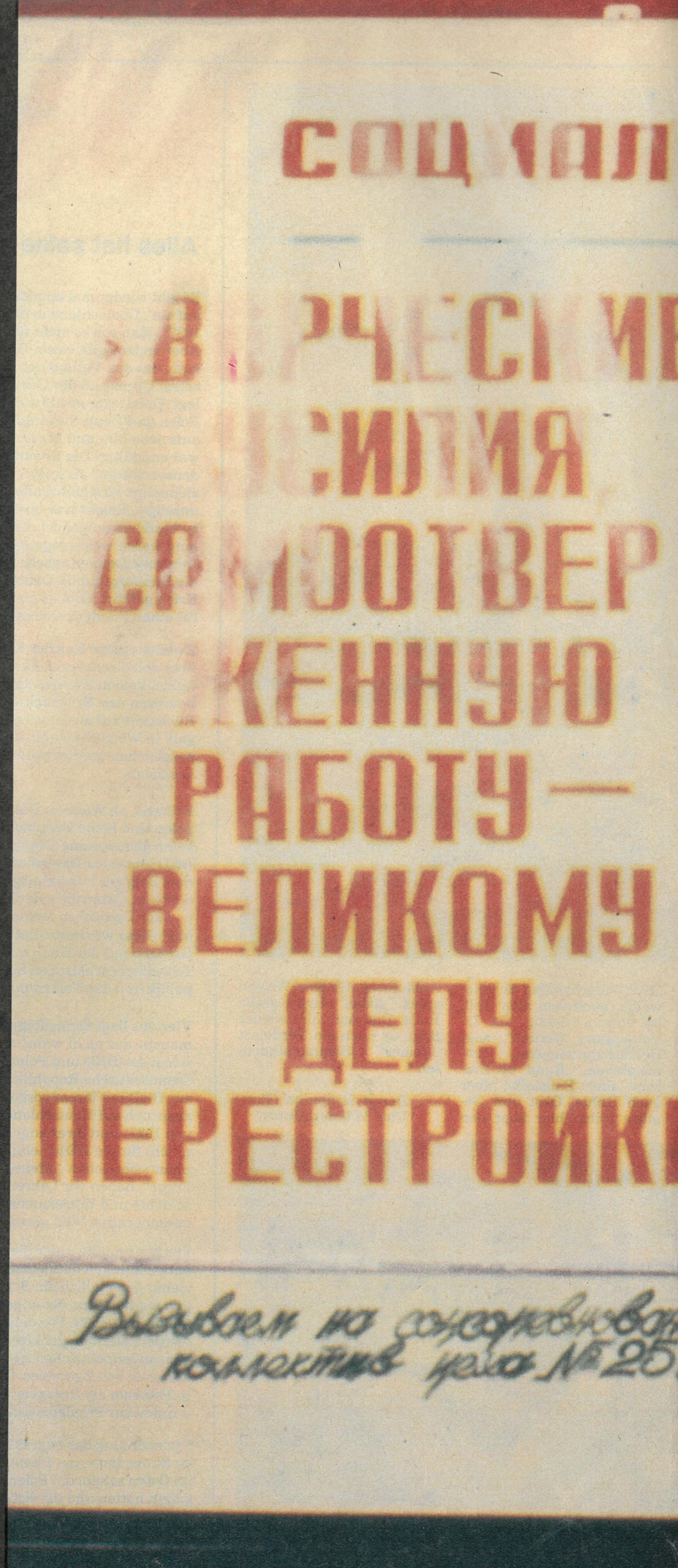
Aus der Bevölkerungsstruktur der UdSSR, Stand 1987

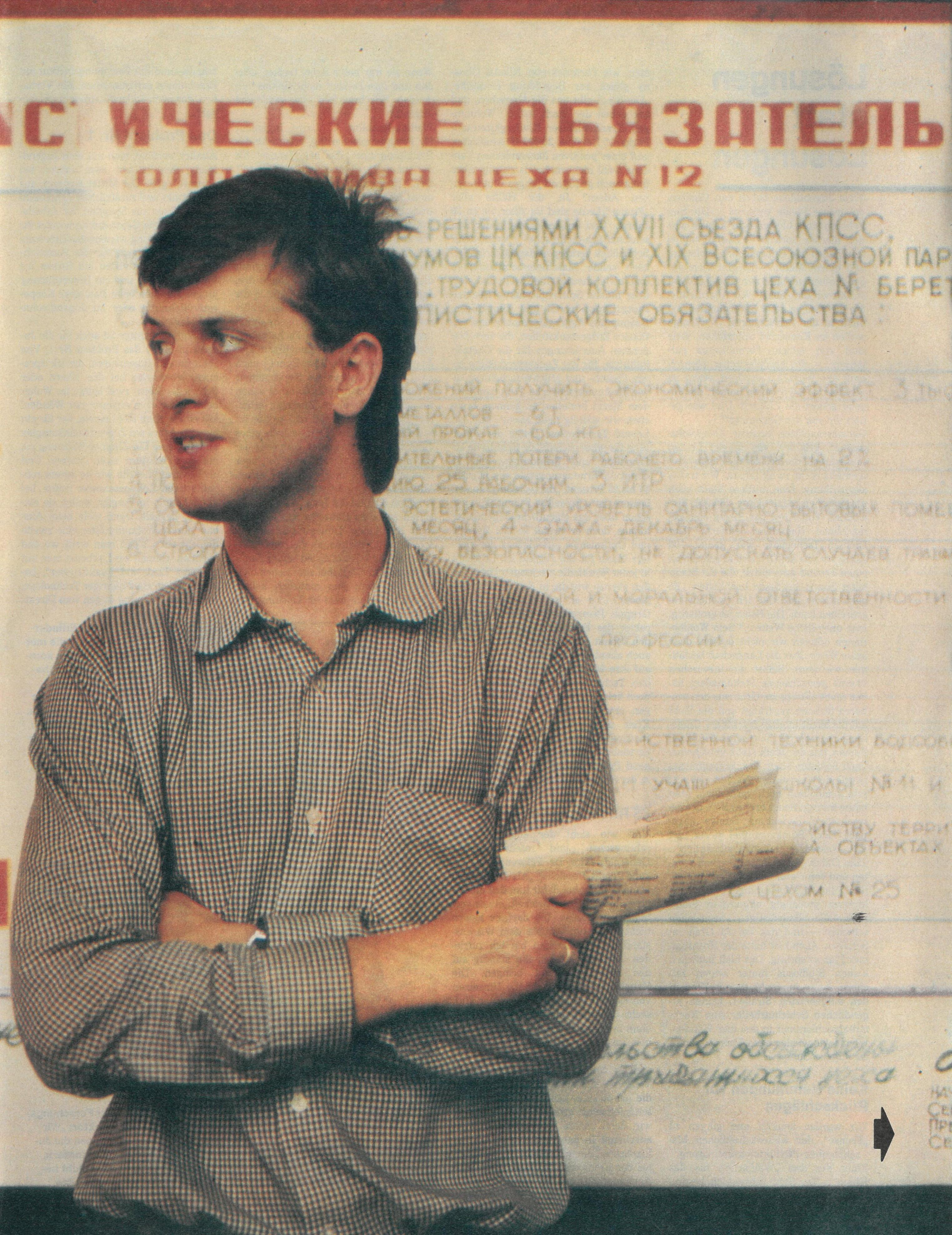


Groß geschriebene Losungen sind weniger geworden im Sowjetland. Auf solche wie diese aber stößt man oft: „Schöpferische Anstrengungen und selbstlose Arbeit für die Sache der Umgestaltung". Worte, die schwer wiegen. Angeschlagen in Werkhalle 12 des „Frunse"-Werkes in der Stadt Sumy, zu deren Kollektiv Sascha Nikitschenko zählt, 24 Jahre, Meister in der Zentrifugen-Montage. Einer der Jungen, die nicht nur für sich Verantwortung tragen. Ihn trafen wir zufällig, und man sieht's ihm an, daß er weder Zeit noch Lust hatte für ein langes Frage-Antwort-Spiel. Was er will, sind

Lösungen statt Losungen

FW-Reporter Wolfgang Scheel (Text) und Lothar Willmann (Fotos) erkundeten in einer ukrainischen Stadt, wie die Jugend ihren Platz im Leben bestimmt.




ИЧЕСКИЕ ОБЯЗАТЕЛЬ
ЦЕХА N 12
РЕШЕНИЯМИ XXVII СЪЕЗДА КПСС,
УМОВ ЦК КПСС И XIX ВСЕСОЮЗНОЙ ПАР
ТРУДОВОЙ КОЛЛЕКТИВ ЦЕХА № БЕРЕТ
ПИСТИЧЕСКИЕ ОБЯЗАТЕЛЬСТВА :

Lösungen statt Losungen

Viele Jugendliche haben den Glauben an unsere Ideale verloren. – Die hier geboren sind, bleiben oder kehren wieder hierher zurück. – Zuerst einmal träume ich von einer eigenen Wohnung und einem Mann. – Es gibt viele Jugendkollektive, aber nur eine Handvoll strahlt wirklich aus. – Wir Älteren dürfen die Jungen nicht bevormunden, sie nicht in der Arbeit stören. – Wenige wollen im Komsomol mitmachen, viele sind von seinem Formalismus enttäuscht. – Ein schöpferischer Mensch muß den Wunsch verspüren, etwas zu verändern. – Wir sagen immer, der Jugend gehört die Zukunft. Und was gehört ihr von der Gegenwart? –

Gedankensplitter unserer Gesprächspartner, geäußert von jungen Leuten und solchen, die sich für die Jugendproblematik nicht zu alt fühlen. Wir trafen sie in Sumy. Eine mittlere Stadt nach ukrainischem Maß. Gute 285 000 Einwohner. Von Kiew per Eilzug eine gemächliche Nachtfahrt entfernt. Der Dichter Tschechow war genau 100 Jahre vor uns am Ort, und er schrieb an einen Freund zwei Sätze, die die Stadtväter Sumys bis heute hochhalten: „Es geht mir so gut, daß ich es nicht beschreiben kann. Die Natur ist großartig, eine unendliche Weite…“ Sein Wohlbefinden können wir nicht deuten, doch seine Worte über die Landschaft bestätigen wir gern. Selbst die inzwischen überall gewachsenen Steinquadern haben nicht das üppige Grün aus den sauberen Straßen verdrängt und die Sicht auf die leicht hüglige fruchtbare Umgebung versperrt. Nur das Flüßchen Sumka, das der Stadt (1652 von ehemaligen Soldaten eines Kosakenregiments gegründet) einst den Namen gab, ist rein symbolisch noch vorhanden. Man baute ihm ein neues breites Bett, der gewachsenen Bedeutung Sumys angepaßt. Doch Sumka mißfiel dieses und ihre Wasser versickerten allmählich… Zum Glück gibt es in Sumy einen zweiten und von Natur aus kräftigeren Fluß, den Psjol, dessen sandige Ufer gleich hinterm großzügig angelegten Stadtpark alle Badelustigen anzuziehen scheinen – und das bei 33 Grad im Schatten. Auch hier hatte der Hochsommer Planvorsprung. Das hielt natürlich keinen Studiosus hinter seinen Büchern, keine junge Mutti mit Kind in den aufgeheizten Straßen, keinen jugendlichen Schichtarbeiter zum Nachmittagsschlummer in den vier Wänden. Womit wir wieder beim Thema wären: die Jugend Sumys…

Keine Hemmungen vor Rückschlägen

Wir wurden konkret und gingen zu „Frunse“, der wissenschaftlichen Maschinenbau-Produktionsvereinigung.

Einer der drei „Walfische“, die das Klima in der Stadt wesentlich bestimmen, wie Parteisekretär Nikolai Obusny gleich zur Begrüßung feststellte. „Die Stadt gibt uns die Menschen, und wir geben der Stadt Arbeit, Wohnungen, Krankenhäuser, Kindergärten und Parks…“ Bei über 20 000 Beschäftigten und einer positiven ökonomischen Tendenz wohl nicht mehr als richtig. Aber fließt auch genügend junges Blut in seinen Adern? Ja, die Hälfte aller „Frunse“-Leute sind im Alter bis zu 30 Jahren. Und uns interessierte der wissenschaftlich-technische Nachwuchs. Schließlich verkörpert der 93jährige Betrieb solide Maschinenbautraditionen und bietet heute landesweit und darüber hinaus Spitzenprodukte: Hochleistungskompressoren und Zentrifugen, Gaspumpen-Aggregate, mobile und stationäre Erdgastankstellen, die verschiedensten Ausrüstungen für die Chemieindustrie, für die Zuckerproduktion sowie Fleisch- und Milchverarbeitung sowie für Atomkraftwerke. „Um damit auf dem Markt bestehen zu können, brauchen wir ständig neue Ideen“, sagt Dr. Leonid Tscherepow, Leiter der Abteilung für wissenschaftlich-technische Information und Erfindungswesen. Er nennt die Erneuerungsrate von jährlich 17 bis 25 Prozent, „die unbedingt zu verbessern ist“. Er selbst ist mit 39 zwar schon über das eigentliche Jugendalter hinaus, doch er strahlt so viel Energie und Optimismus aus, daß er der richtige Mann für die Jugend ist. Er kennt in jeder Werkhalle die jungen Drängenden ebenso wie die in den Forschungslabors. Und er ist vorneweg in der Gruppe Perspektiv-Projekte beim Direktor des Forschungsinstituts, wo jeden Monat regelmäßig neue, mitunter auch abenteuerliche Ideen beraten und auf ihre Machbarkeit hin geprüft werden. Tscherepow: „Die Jüngsten haben noch keine Hemmungen vor Rückschlägen, und der Direktor ist in diesem Kreis dann nicht Direktor, sondern Ideengeber oder -nehmer wie wir. Er persönlich grübelt momentan über eine neue Prinziplösung für Kühlaggregate in der Milchwirtschaft.“

75 Rubel zum Leben

Und wie sieht der 40jährige Forschungschef und stellvertretende Generaldirektor, Dr. Fidorenko, die Jugend seines Bereichs? „Als Leiter muß ich ein Maximum dafür tun, daß die Jugend den Willen entwickelt, etwas verändern zu wollen. Ich darf sie jedoch nicht bevormunden. Mit dem Wissensstand der Absolventen bin ich zufrieden. Aber sie müssen ihn ständig auf den neuesten Stand bringen. Die Hauptsache ist das schnelle Umsetzen von Kenntnissen. Wenn sich einer fünf, sechs Jahre mit einer Sache beschäftigt, dann bremst sein Wissen längst die Arbeit. Insgesamt haben wir bisher an die Jugend zu wenig gedacht. Was sie am meisten braucht, ist unser Vertrauen. Viele haben soziale Sorgen. Erst wenn die gelöst sind, kann man auch freier, schöpferischer arbeiten. Das brauchen wir, denn unsere Konstruktionen sind anerkannt in der Welt, wir verkaufen Lizenzen. Leider kranken wir oft noch bei der Produktion in Sachen Qualität. Auch hierbei setzen wir auf die Jungen. Wenn sie nur mehr Sport treiben würden und ihre Freizeit nicht sinnlos vergeuden. Wir brauchen eine gesündere Jugend.“

Wadim Ruchlow, 27 Jahre, Ingenieur für Programmsteuerung, erläuterte das Sozialprogramm, das bei „Frunse“ für die junge Intelligenz gilt, gelten soll. Der Hochschulabsolvent kommt ja meist nicht völlig unbekannt in den Betrieb, es gibt Praktika und Vorverträge. Ein Teil von ihnen wird direkt vom Werk zum Studium delegiert. Mit einem Stipendium, das 25 Prozent höher liegt als das staatliche. Dann aber beginnt die Absolventenzeit, in der Regel drei Jahre Bewährung. Wenn er dafür die Chance erhält. Im Forschungslabor allemal, aber es gibt noch genügend Jungingenieure, die nur einen Facharbeiterplatz in der Werkhalle einnehmen. Der Absolvent verdient 140 Rubel, nach zwei bis drei Jahren als Konstrukteur 2. Klasse 210, dann aber kann er schon für gute Arbeit einen Zuschlag erhalten. Ist er alleinstehend und wohnt im Wohnheim, für das er innerhalb eines Jahres einen Platz erhält, könnte er damit auskommen. Der größte Teil aber ist nach Armee- und Studienzeit schon Mitte Zwanzig, meist verheiratet. Oft ist ein Kind da, und die Frau möchte es die ersten Jahre zu Hause betreuen. Dann muß der junge Diplomingenieur die Möglichkeit erhalten, so viel zu verdienen, daß für jedes Mitglied seiner Familie wenigstens 75 Rubel zum Leben bleiben. Die kann ihm natürlich keiner schenken, dafür muß er Leistung bieten, die muß das Forschungsinstitut mit Ergebnissen erwirtschaften. Ein Vorhaben, das noch vieler Anstrengungen bedarf…

Das Problem Nr. 1

Ähnlich verfährt man mit dem Jugendfonds, den es seit zwei Jahren bei „Frunse“ gibt. Die Mittel kommen aus Subbotniks und zusätzlichen Arbeitseinsätzen sowie aus Spenden der Arbeitskollektive. Das Geld wird verwendet für die Anerkennung wissenschaftlich-technischer Leistungen, für die Auszeichnung junger Aktivisten mit Reisen ins In- und Ausland und zur Unterstützung junger Familien beim Bau einer Kooperativ-Wohnung oder im Jugendwohnkomplex.

Die Wohnungsfrage ist auch für die Jugend in Sumy das Problem Nr. 1. Von zehn jungen Ingenieuren, die wir sprachen, leben vier bei den Eltern oder Schwiegereltern, zwei ledige im Wohnheim und vier in eigenen vier Wänden. Mit einem Kind steht einem, der für ein bis zwei Jahre am Jugendwohnkomplex mitbaut, eine Ein-Zimmer-Wohnung zu, mit zwei Kindern zwei Zimmer. Und doch waren die, die wir an einem rohbaufertigen Zehngeschosser trafen, bei guter Laune. Im August wollen sie einziehen, deshalb legen viele beim Ausbau „ihrer“ Wohnung öfter eine zweite Schicht ein. „Wenn man weiß, wo und wie man wohnen wird, arbeitet man mit größerer Lust und qualifizierter“, bekannte Oleg, ein 24jähriger Technologe, der seiner Wohnung wegen vom Direkt-

Oben: Erfindermilieu – die meisten Ideen kommen Dr. Tscherepow vorm Fernseher oder bei guter Musik. Darunter, links: Subbotnik – für die künftige eigene Wohnung. Ganz rechts: Unvergessen – der 24jährige Sergej überstand seinen Einsatz in Afghanistan, sein Altersgefährte Alexander fiel.

Der Forschungsdirektor: „Wir müssen die Jugend fordern, aber nicht bevormunden.“

Lösungen statt Losungen

zum Abendstudium umstieg. Ist das effektiv? Er zuckte die Schultern. Dann: „Für mich, meine Frau und Tochter schon." Einer der Glücklichen; die Warteliste ist jedoch lang. Man versucht, eine Rangfolge festzulegen: verdienstvolle Veteranen, alleinstehende Mütter mit Kind, Kriegsteilnehmer in Afghanistan (bei „Frunse" gibt es allein 200), junge Spezialisten...

Traum und Realität

Die 28jährige dunkeläugige Ljudmila Gontscharenko hat also vorerst keine Chance, denn sie ist ledig. So muß sie weiterhin ein bescheidenes Wohnheimzimmer mit einer jungen Frau teilen. Dabei gehört sie zu den Engagierten. Sie begann gleich nach der Schule im Werk zu arbeiten, nahm die Empfehlung zum Direktstudium an, kam nach fünf Jahren zurück in die Konstruktion, entwirft heute Chemieanlagen, versucht in ihrem Bereich die Jugendarbeit zu organisieren. „Nicht einfach, weil viele enttäuscht sind. Was hat der Komsomol lange Zeit schon bewirkt? Es wurden die Mitglieder, die Meetings, die Wettbewerbsaufrufe gezählt. Hat er aber der Jugend im Berufsleben beigestanden? Hat er sich für die Verbesserung ihrer sozialen Lage eingesetzt? Heute sehen wir das Jugendleben konkret, auch den Wettbewerb, reden über alle Fragen, die uns bewegen. Hoffen sehr aufs Jugendgesetz, das unsere Rechte grundsätzlich sichern soll. Natürlich müssen wir selbst bereit sein, stärker unsere Persönlichkeit ausleben, bewußter das Tempo mitbestimmen."

Leider hat die hübsche Ljudmila im persönlichen Leben etwas den Anschluß verpaßt. Sie träumt von einer Familie, sie möchte Kinder, sie macht sich gern chic, näht nach Burda-Modellen einen Teil ihrer Garderobe selbst. Sagt zur Selbstentschuldigung, daß es in Sumy zu wenig Männer gäbe und dazu die provisorische Wohnheimsituation. Ob das aber die einzigen Gründe sind?

Heldengeschichten gibt es nicht

Im Modellbau des Werkes – eine riesige Halle, erfüllt von würzigem Holzgeruch – haben die schrillen Kreissägen, die dumpf tönenden Abrichten sowie das Stecheisen, der Schlegel und der Handhobel das Sagen. Erstaunlich, welch ungewöhnliche Formen unter den geschickten Händen der Modelltischler aus Holz entstehen. Hier arbeitet Sergej Kalinitschenko, 24 Jahre, einer der „Frunse"-Leute, die den Afghanistan-Krieg zwei Jahre lang mitmachten. 800 waren aus Sumy dabei, 20 gaben ihr Leben. Sergej und seine unmittelbaren Kameraden haben diese schwere Zeit heil überstanden. Aber sie wollen sie nicht vergessen, treffen sich des öfteren. Aus Solidarität, auch den Invaliden gegenüber, Heldengeschichten gibt es nicht zu erzählen. Die gesund Heimgekehrten haben keine größeren Sorgen beim Wiedereinleben. Sergej besuchte schon zuvor die Werkschule bei „Frunse", arbeitet nun als Tischler, möchte aber weiter, bereitet sich aufs Fernstudium vor, die technologische Entwicklung im Modellbau reizt ihn.

Immer wieder treffen wir im Werk auf junge Arbeiter, die sich qualifizieren wollen. Das machen der materielle Anreiz durch den Betrieb und das persönliche Interesse an der Technik. Bei „Frunse" scheint beides vorhanden. Allerdings sprachen wir stets mit Aktiven und nicht mit Abwartenden. Die Komsomolleitung: „In zu vielen Jugendkollektiven herrscht noch Windstille, sie warten weiterhin auf Weisungen."

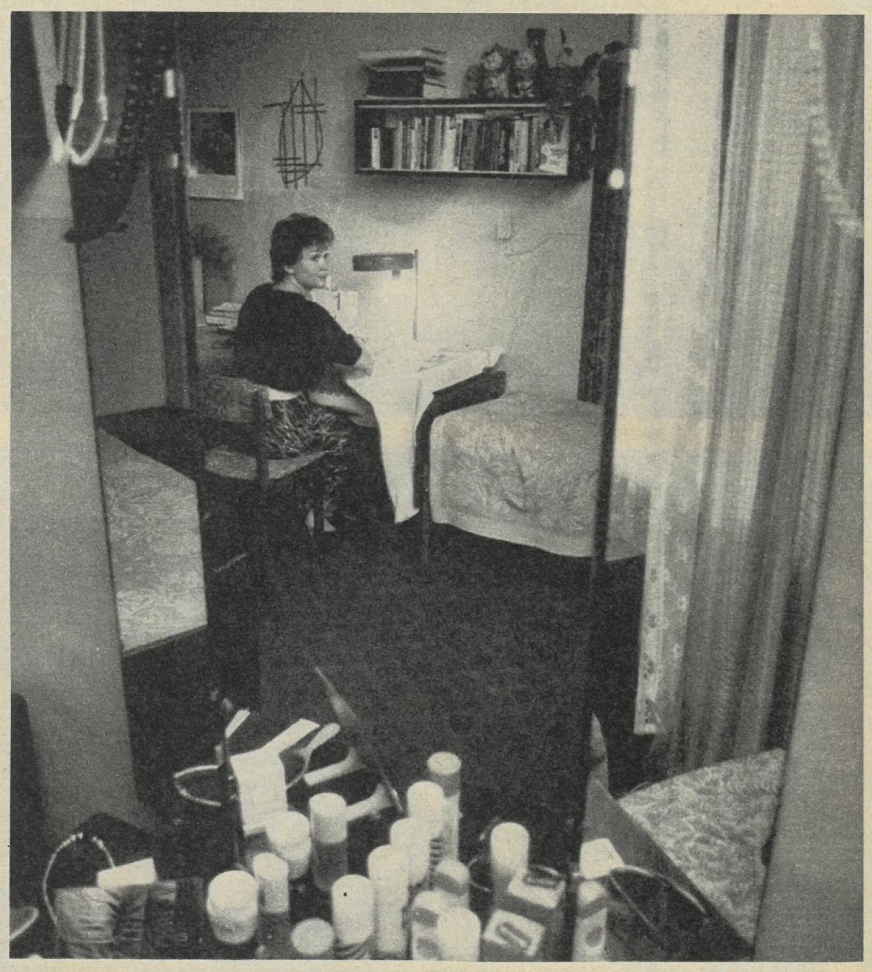
Wann rollt der Rubel?

„Maßgeblich ist, der junge Mensch muß den Wunsch haben, etwas Neues zu schaffen, das motiviert ihn", ist Anatoli Tscherepows Meinung. Er weiß, wovon er spricht; auf seinem persönlichen Konto stehen 100 Neuerungen und Erfindungen, 30 davon sind im Ausland patentiert, unter anderem in der DDR. Die letzte Urheberschrift mit der Nr. 1 474 366 für eine Wellenabdichtung am Kompressor trägt das Datum 2. 12. 1988. Eine Kollektividee, sechs junge Leute waren beteiligt.

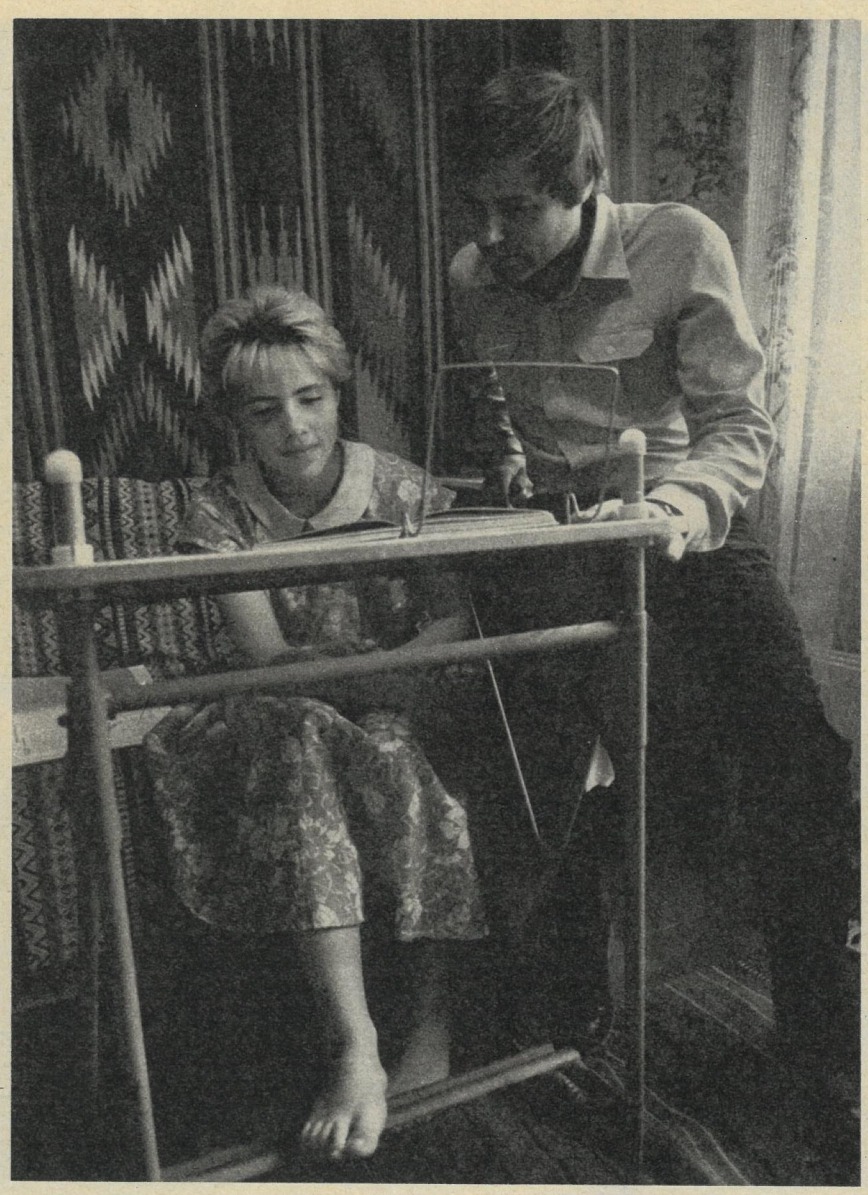
„Am besten funktioniert ein schöpferisches Kollektiv, wenn die Mitglieder aus verschiedenen Bereichen kommen. Dadurch wird der Streit und die Suche nach der Lösung für jeden anregender."

Wir saßen in Tscherepows guter Stube. „Mein Erfinderkabinett", sagte er lachend. „Hier kommen mir tatsächlich die meisten Ideen, entweder vorm Fernseher oder bei guter Musik." Er zeigte uns die Wohnung, drei Zimmer, solide eingerichtet. Und überall Bücher und Schallplatten. Auch im Zimmer der beiden Töchter. Anatoli war wie ein Wirbelwind, stapelte seine Lieblingsbücher vor uns, keineswegs nur Fachliches, verwandelte unversehens das Zimmer mit einer ausgezeichneten Tontechnik in einen Konzertsaal. Und zwischendurch kredenzte er einen Imbiß – mit selbstgezogenen Erdbeeren, eingelegten Pilzen und einem Kräuterwodka Marke Sumy. Wie ist er nun Erfinder geworden? Vererbt? Nein, er kommt aus einem kleinen Dorf im Gebiet, die Mutter Lehrerin, der Vater Bibliothekar. Ihn aber zog mehr die Technik an. So fuhr er nach Charkow an die Technische Hochschule. Dort begriff er erst richtig, was man mit Metall alles anfangen kann. „Ich war fleißig, fand mich gut hinein, und kam bei ‚Frunse' in eine Truppe, wo alle ähnlich dachten. Wir wollten uns beweisen – mit neuen Ideen."

Darin sieht Dr. Tscherepow auch den Wert der jetzt überall entstehenden wissenschaftlich-technischen Zentren der Jugend. In Sumy gibt es bereits zehn. Selbst Schüler der letzten Klassen fühlen sich dadurch herausgefordert, ihre Talente zu erproben. Bei „Frunse" heißt das Zentrum „Credo", mit dem juristischen Status eines staatlichen Betriebes ausgestattet. Die drei hauptberuflichen „Credo"-Leute übernehmen die Ver-

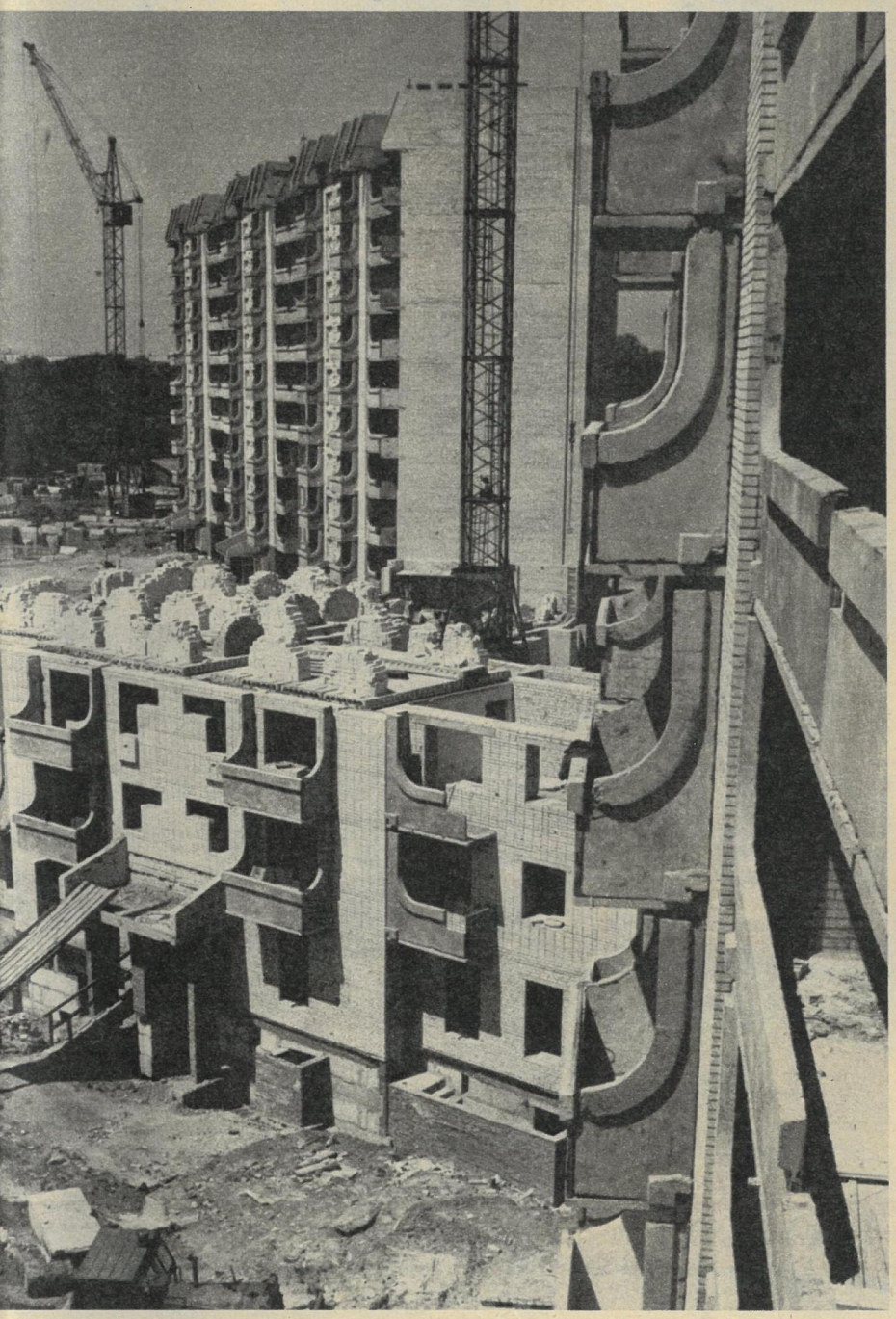


Langes Provisorium: Ljudmila – mit 28 immer noch im Wohnheim, Gäste nur bis 22 Uhr zugelassen.

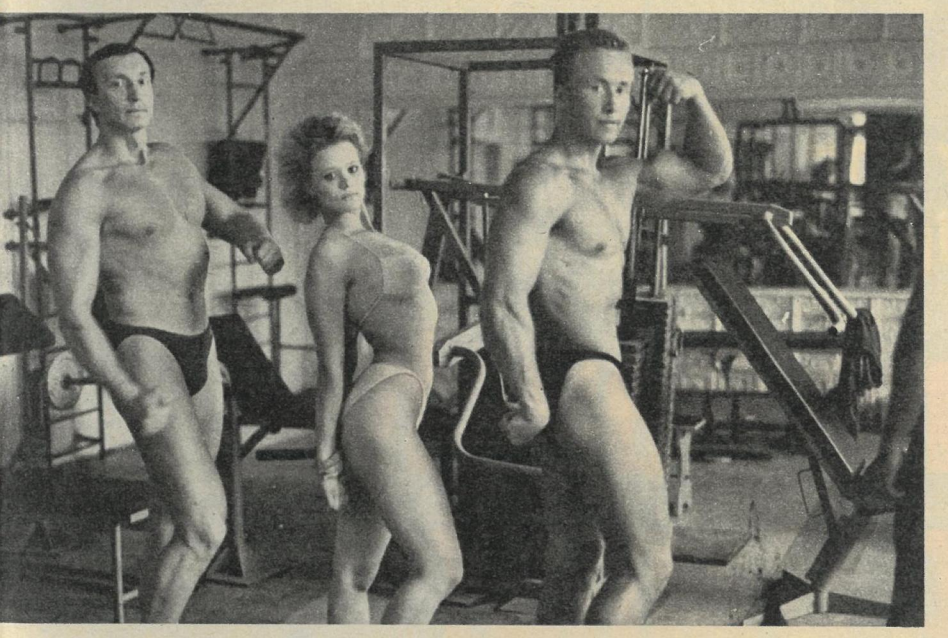


Prüfungs-Prolog: Für Vater Tscherepow hat die große Tochter schon jetzt die Reifeprüfung bestanden.

mittlung zwischen jungen Ingenieuren mit Ideen und den Institutionen, die solche brauchen. Es geht um Schöpfertum nach der Arbeitszeit. Was wird angeboten, was ist gefragt? Das Projekt für die Ausstattung eines Erholungszentrums zum Beispiel, die Technologie für die Konsumgüterfertigung wie Bügelpressen oder Waschbecken, der Entwurf für einen Jugendklub... Die Aufgabe soll reizen, der materielle Anreiz stimulieren. Ist das vereinbarte Projekt fertig, rollt der Rubel: 60 Prozent für die Ausführenden, 40 Prozent für die Vermittler, die davon natürlich alle Ausgaben inklusive der vom Betrieb gemieteten Maschinen bestreiten. Die wirtschaftliche Rechnungsführung gilt auch hier. Problematisch nur, ob nicht zu viele nur das V e r m i t t e l n reizt...



Bau-Stilleben: Ein Jugendwohnkomplex entsteht. 260 junge Familien sind guter Hoffnung.



Muskel-Training: Mehr als 100 zwischen 17 und 30 Jahren lernen im Klub „Sparta" ihren Körper beherrschen.

Genosse Tscherepow: „Was wir für die Umgestaltung brauchen, sind Menschen mit Initiative. Ich hoffe, der erste Kongreß der Volksdeputierten, den wir alle live miterlebten, wird überall Kräfte wecken, die nicht nur reden, sondern handeln."

Er hält in einem abgegriffenen Schreibheft von Anfang an seine Ideen fest. 1974 reichte er die erste Erfindung ein, in 15 Jahren wurden es 100. Die meisten beschäftigen sich mit der Weiterentwicklung von Turbokompressoren, mit der Verbesserung ihrer Verdichter, zur Verringerung der Masse, mit der Einführung von Magnetlagern, die ohne Öl laufen... Das Heft gibt auch Auskunft, was nicht realisiert wurde: das Verhältnis 2:1. „Das spricht für die Ideen, aber auch dafür, daß ich den Weg kenne, um eine Erfindung durchzusetzen." Ziemlich früh hat er dafür einen Lehrgang besucht, heute ist er Mitglied des Vorstandes der Ukrainischen Assoziation für Patentwesen, will seine Erfahrungen dort einbringen.

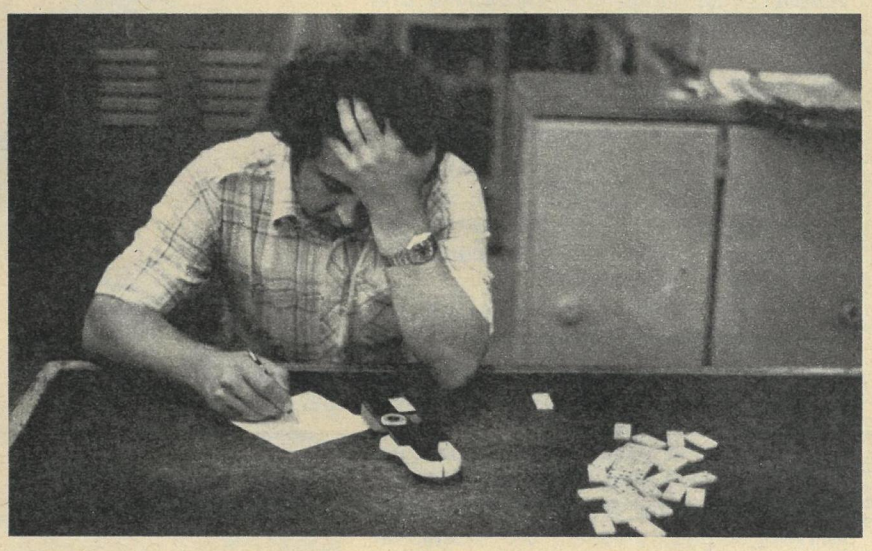
Seine Frau, ebenfalls Technikerin, die Ruhe selbst, sagt von ihrem Mann, daß er talentiert sei und strebsam zugleich. Auf jeden Fall ist er einer, dem alles Spaß macht...

Rock vorm roten Samtvorhang

Was bietet nun Sumy seiner Jugend außerhalb der Hörsäle, Forschungslabors und Werkhallen? Wo kann sie ausgelassen sein, ihren Interessen nachgehen? Stolz weist man auf den zentral gelegenen Jugendpalast „Romantika". Aber das offiziöse Programm mit Ballett und Rezitationsabenden reizt im Sommer die Mädchen und Jungen kaum. „Das intime Jugendcafé, das Videokino oder der Kellerklub mit Diskosound und Videountermalung sind in", meint Sumys Komsomolsekretär Vitali Kostjutschenko, auch ein studierter „Frunse"-Werker. Er kennt sich aus und zeigte uns einige Treffs der Jugend, originell eingerichtete. 53 Prozent der Stadtjugend sei im Komsomol organisiert. „Zuständig fühlen wir uns für alle, wenn viele auch ohne Ideale sind, nicht wissen, woran sie sich orientieren sollen." Zuständig auch für die Informellen? „Ja, weil es meist Anhänger spezieller Interessen sind, die wir lange unterschätzten. Einige Gruppen widmen sich philosophischen Problemen und Fragen der Umwelt."

Die Klubs der Kulturisten, die großen Zulauf haben, hat der Komsomol ins Leben gerufen. „Sie arbeiten nicht nur gut, sie finanzieren sich bereits selbst durch den Beitrag ihrer Mitglieder, von denen 20 Prozent Mädchen und Frauen sind."

Wie aber wär's mit einem Rock-Konzert? Für zwei Tage sind eine Moskauer und eine Odessaer Formation in der Stadt, jeweils zwei Vorstellungen. Und so war der Park Richtung Freilichtbühne ab Spätnachmittag von der Jugend überschwemmt. Gedrängel am Einlaß, dann ging es los. Rock vorm roten Samtvorhang, was an Estrade erinnerte, und der Conferencier und Spaßmacher zwischen den Rhythmen tat's noch mehr. Und da die Titel auch nicht



Schöpferische Pause: Wenn der Computer den Probelauf der neuen Aggregate überwacht.

den nötigen Funken zündeten, blieb der Beifall der 3000 sehr verhalten. Auch in der Provinz kennt man Besseres.

Übrigens möchte Vitali, nach seiner Zukunft befragt, mal ein Jugendcafé führen. „Dort könnte ich viel konkreter mit jungen Menschen arbeiten, wirklich etwas für sie tun!"

☆

Unser Taxi zum Flugplatz fuhr mit Gasantrieb. Wir stutzten, und der Fahrer schlug einen Bogen, vorbei an einer neuen Gastankstelle, hergestellt bei „Frunse". 600 Fahrzeuge werden hier bereits täglich betankt. Was sagte doch der Forschungsdirektor: „Die Aufgabe lautet, bis 1990 eine Million Autos auf Gasbetrieb umzustellen, das sind wir der Natur schuldig. Mit den Ideen der Jugend wurde unsere mobile Tankstelle innerhalb eines Jahres entwickelt." Die „Frunse"-Werker reden nicht nur.

Bilder und Standpunkte

Ohne Rauch und Dampf

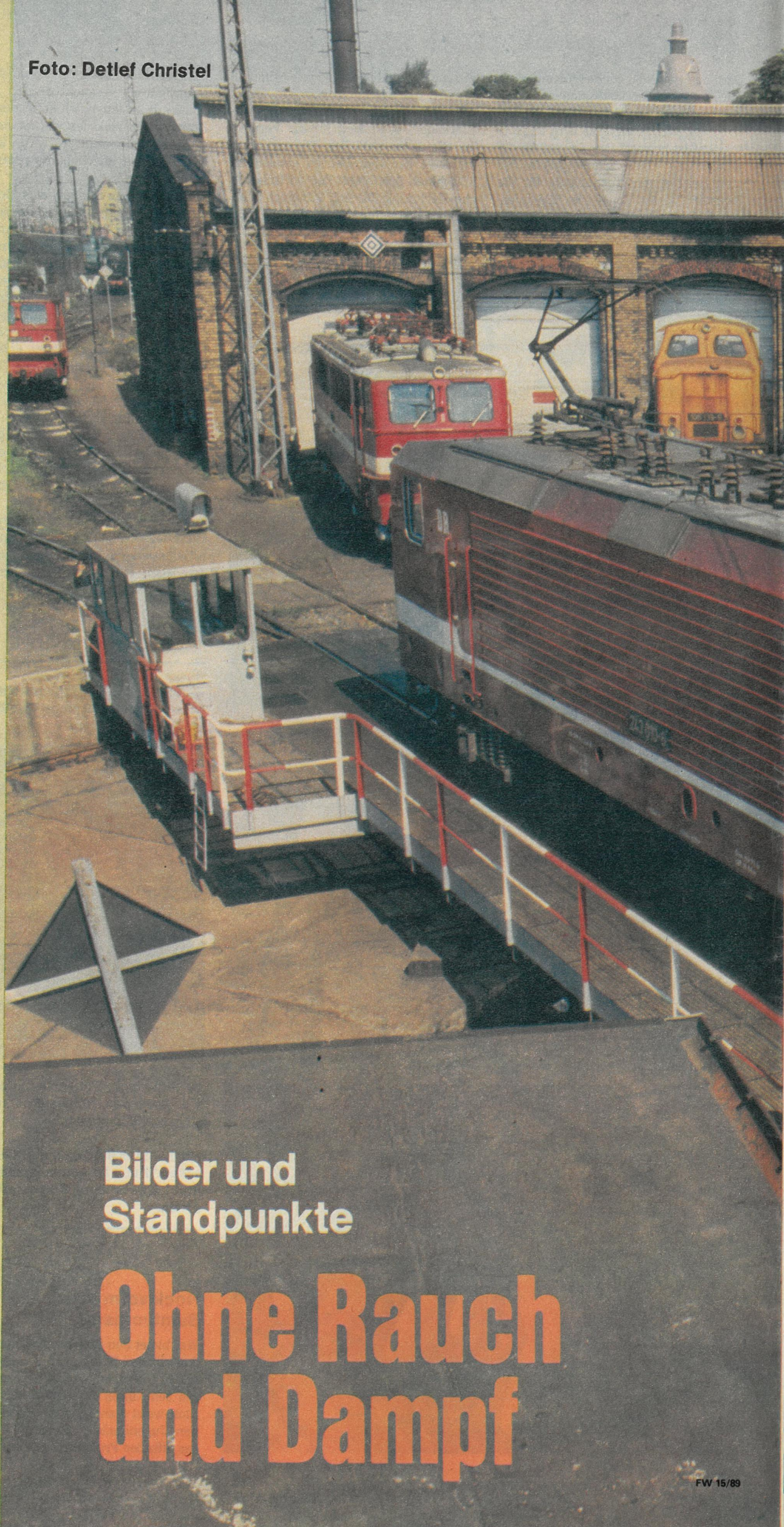


Foto: Detlef Christel

Lok-Parade für den Bildreporter – jede mit hundertfacher Pferdestärke ausgestattet – in unserem Bahnbetriebswerk (BW) Berlin-Schöneweide. Nach vorn gezogen eine E-Lok der Baureihe 243, von unseren Lokführern gefahren, beheimatet in Halle. Das jüngste Kind der Hennigsdorfer Lokomotivbauer. Weit besser als alle ihre Vorgänger vereint sie in sich große Zugkraft bei hoher Geschwindigkeit.

Kramen wir in der Geschichte der Eisenbahn nach, dann sind wir sicher ganz schnell bei der Jungfernfahrt des ersten Zuges mit einer Dampflok von Nürnberg nach Fürth im Jahre 1835. Wer aber weiß schon etwas über die Geburtsstunde der E-Lok? Dabei begannen schon ein Jahr nach Fürth erste Versuche mit elektrisch betriebenen Fahrzeugen. Es war aber die große Zeit der Dampflok.

Dann gab es im Mai 1879 eine Sensation. Auf dem Gelände der Industrieausstellung in Berlin lief auf einer 300 Meter langen Rundbahn eine Lokomotive ohne Kohle und Wasser, ohne Rauch und Dampf. Dennoch: Der Weg bis zum elektrischen Zugbetrieb der heutigen Tage war noch weit.

Diesen Zeitläufen mitgeschuldet, wurden Leute meines Alters und noch viele Jüngere nach dem Kriege Eisenbahner des „Schwarzen Standes". Als Heizer oder Lokführer fuhren wir auf den Dampfrössern, nicht selten des Letzte aus ihnen herausholend. Mitte der 60er Jahre stiegen wir um auf die Dieselloks. 1982 dann stand die erste „Elektrische" auf dem Hof im Bahnbetriebswerk. Es war eine aus der Baureihe 242, gut geeignet für den Güter- und Personenverkehr, ökonomischer zu fahren als die Dampf- bzw. Dieselloks. Und nicht weniger wichtig: umweltfreundlicher!

Ein Lächeln rufen darum auch die im Jahre 1913 geschriebenen Sätze hervor, mit denen man versuchte, ernsthaft nachzuweisen, daß „der Schaden, den die Leitungen mit hochgespannten Strömen in der Vogelwelt anrichten, viel schlimmer ist als die angeblichen Belästigungen durch den Rauch der Lokomotiven".

In unserem Bahnbetriebswerk fahren außer 24 Dieselloks zur Zeit 30 E-Loks. Hohe Laufleistungen der Lokomotiven, bei den im Einsatz befindlichen E-Loks bis zu 6480 Kilometer täglich, zügiges Be- und Entladen der Güterwagen und sicheres bzw. unfallfreies Fahren sind Kriterien, an denen sich die Lokführer des Kollektivs „Triebfahrzeugbetrieb" messen. Die Eisenbahn bringt derzeit den Löwenanteil der Transportleistungen im Lande. Unterm Strich sind es gut 70 Prozent. Folglich geht es rund um die Uhr, wird Tag und Nacht, an den Wochenenden und Feiertagen gefahren. Nicht weniger bedeutsam für uns: die Pünktlichkeit der Reisezüge!

Ungeachtet dessen: Die rund 250 Lokführer meines Kollektivs stehen ihren Mann, dabei kann sich manch Jüngerer an den Älteren ein Beispiel nehmen. Einige von ihnen gehen zu schnell den bequemeren Weg. Ein Problem – obwohl die Zeiten des „Schwarzen Standes", das Fahren bei Rauch und Dampf vorbei sind, moderne Zugkräfte unsere Arbeit mehr und mehr prägen. Was allerdings wie eh und je gefragt ist, das ist die Liebe zum Beruf. Nur sie macht den wahren Eisenbahner!

Helmut Andraschak (58), Reichsbahnrat und Leiter der Abteilung Triebfahrzeugbetrieb

DR
243 010-6

● Kurz berichtet

„Märchen per Telefon" heißt eine Dienstleistung, die seit kurzem das Fernmeldeamt der sowjetischen Stadt Pawlodar anbietet. Ein Anruf genügt, und man kann Volksmärchen in russischer oder kasachischer Sprache hören, die von Schauspielern des Stadttheaters auf Band gesprochen wurden.

An der Bekämpfung der Tsetsefliege beteiligen sich tschechoslowakische Wissenschaftler im Rahmen eines internationalen Projekts, das sich die Fliegenmännchen zunutze macht. Diese werden mit Hilfe von Gammastrahlen sterilisiert und in freier Natur ausgesetzt. Das Verfahren hat sich bereits in einigen Ländern bewährt und soll nun im gesamten tropischen Afrika angewandt werden.

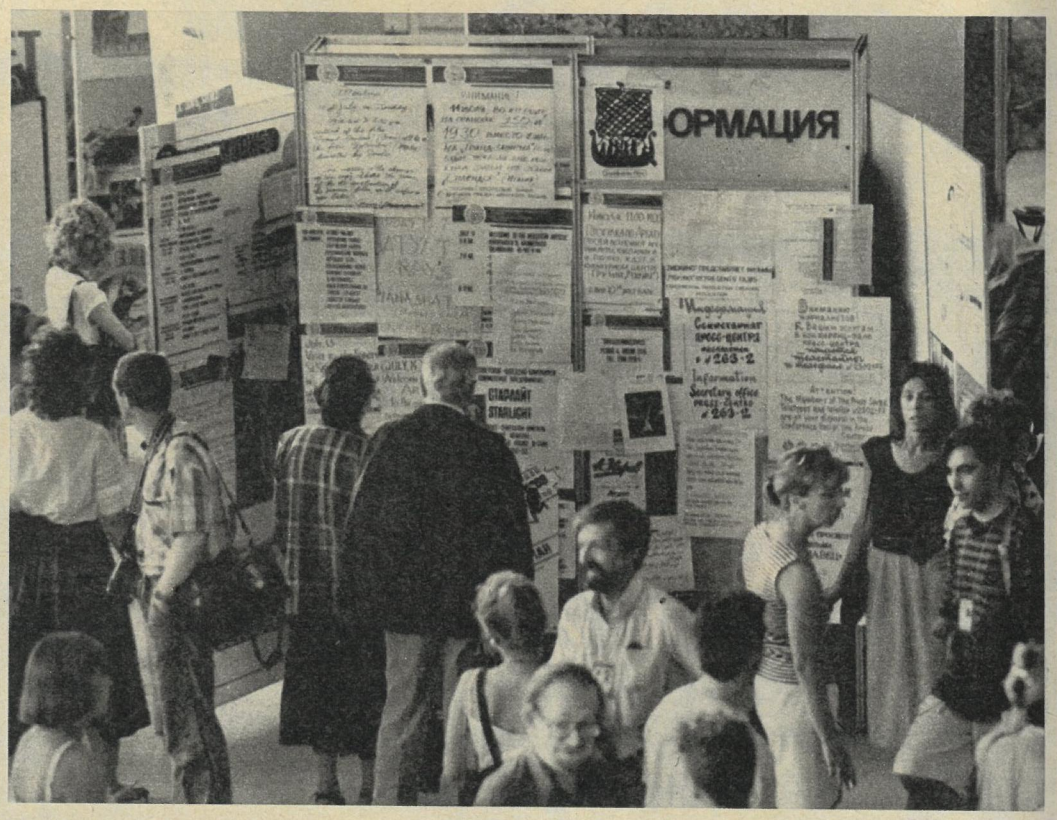
Rund die Hälfte aller mongolischen Ärzte führte im vergangenen Jahr vorbeugende Behandlungen durch, berichtete kürzlich die Zeitung „Unen". Ungeachtet dieser Bilanz gäbe es Probleme mit der Qualität der Prophylaxe. Untersuchungen in den zurückliegenden drei Jahren hätten u. a. ergeben, daß viele Gaststätten und Handelseinrichtungen gegen Sanitär- und Hygienenormen verstießen. Die medizinische Vorbeugung müsse vor allem auf eine gesundere Lebensweise orientieren.

Ein Zentrum für Patentdokumentationen wurde beim Staatlichen Komitee für Wissenschaft und Technik Vietnams eröffnet. Zu seinen wichtigsten Aufgaben gehören die Sammlung und Systematisierung von Daten über einheimische und ausländische Erfindungen. Die neue Einrichtung wird den Verkauf und Erwerb von Patenten und Lizenzen koordinieren sowie die Rechte der vietnamesischen Erfinder vertreten.

Jeder zweite Rumäne ist berufstätig. Damit zählt Rumänien zu den Ländern mit dem höchsten Beschäftigungsgrad. Große Aufmerksamkeit wird der Aus- und Weiterbildung gewidmet. Entsprechend einem nationalen Programm qualifizieren sich jährlich mehr als drei Millionen Werktätige.

Länger als zwei Monate wurde im Volkskunstmuseum von Lwow eine Ausstellung der im Karpatengebiet bekannten Familiendynastie der Korneljuks gezeigt. Die Familie stellte 154 Arbeiten vor, darunter Volkstrachten und Keramik. Bereits seit 30 Jahren widmet sich Familienoberhaupt Nikolai Korneljuk der Anfertigung von Kostümen für Folkloreensembles.

Kein großer Atem



Das Thermometer zeigte an die 30 Grad, da luden die Veranstalter denn zum Badeausflug ein. Indessen wir uns ein Jäckchen überzogen. Im klimatisierten Kinosaal des „Rossija" war es kühl, Prominenz in Person rar, reduziert auch die Zahl der Preise und das Programm. 20 Spielfilme aus 18 Ländern lagen im Wettbewerb. Erst zur zweiten Halbzeit angereist, verpaßte ich so Maurizio Nichettis

Mediensatire „Seifendiebe", der für Italien den Grand Prix „Goldener Georg" gewann. Nach verwirrenden Wegen durch das Labyrinth der Akkreditierung endlich zu Zimmer wie Eintrittbons gekommen, sah ich abends Chinas poetisches Plädoyer für Phantasie und Träume, „Der strahlende Bogen". Künstlerisch anspruchsvoll wird von einem jungen Mädchen erzählt, das, weil es tiefer und anders als andere empfindet, für verrückt gilt, seine Isolation aber durch Liebe und Verständnis zweier Freunde durchbrechen kann. Im offiziellen Programm nicht ausgedruckt – überraschende Änderungen gab es mehrere! – war „Die Sklavin". Der indische Film, dessen Handlung im Jahr 1925 auf dem Landsitz eines Großgrundbesitzers spielt, schildert, wie bisher nie, die soziale Stellung der Frau in einer von starrer Tradition geprägten feudalen Gesellschaft – Bilder ohne Schönung. Die Tochter armer Bauern, für 25 Rupien gekauft, dient dem Herrn als Magd und zur Lust. Sie erwartet ein Kind. Bisher alles ertragend, wehrt sie sich ein erstes Mal gegen den Befehl, es abtreiben zu lassen. Ihr Widerstand wird brutal gebrochen, noch siegt eine alte Hierarchie, Hoffnung bleibt… Konstantin Lopuschanskis „Museumsbesucher", sowjetischer Wettbewerbsfilm, Musik Alfred Schnittke, ausgezeichnet mit dem Jury-Spezialpreis, scheint mir dagegen ohne Hoffnung. „Wahnsinn, heller Wahnsinn" sind die ersten Worte seines Helden (Szenenfoto links) angesichts der – noch fiktiven – ökologischen Katastrophe, die unsere Welt in eine gigantische faulende Müll- und Abfallhalde verwandelt hat, wo Seen und Meere gestorben sind, vergiftete Luft die Menschen zu debilen Wesen degeneriert. Grausame, beklemmende, bis an die Grenze der Erträglichkeit gehende Bilder. Wie in seinem inzwischen weltberühmten Film „Briefe eines toten Mannes", die philosophisch-phantastische Vision eines Atomschlages, blieb Lopuschanski als Autor und Regisseur konsequent seinem Genre treu und verhehlte aufrichtigerweise auch nicht seine persönliche pessimistische Zukunftssicht. Man muß sie nicht teilen. Eine kleine betuliche Alltagsgeschichte mit sozialkritischen Akzenten, ein bißchen Love-Story und Krimi, „Ariel" kam aus Finnland, für den Hauptdarsteller Turo Pajala vergab die Jury den Schauspielerpreis. Drei „Taugenichtse", von Beruf im Labor mit Bakterien beschäftigt, tollen in Věra Chytilovás „Kettenreaktion" (ČSSR) herum, spielen Theater und mit Mädchen, bis der Virus AIDS den unbekümmerten Trubel beendet. Manche mögen's … Die Allegorien und Verschlüsselungen in Miklós Jancsós „Jesus Christus' Horoskop" – schwer zu verstehen – sollten soziale Situationen und moralisches Befinden im heutigen Ungarn widerspiegeln. – „Lava", das verfilmte klassische Poem des Polen Adam Mickiewicz, breit angelegtes Geschichtspanorama aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, da ein Teil Polens unter russischer Zarenherrschaft stand, trieb die sowjetischen Zuschauer in Scharen aus dem Saal. – Große Schauspielkunst boten zwei Weltstars: Meryl Streep und Jack Nicholson glänzten in dem amerikanischen Streifen „Die Klette". Regie Hector Babenko. New York, 1938. Es ist die unmelodramatisch, psychologisch feingefädelte Geschichte der Liebe zwischen zwei obdachlosen Vagabunden, unter Menschen, die am Rande der Gesellschaft zu existieren gezwungen werden. Es gab kein Happy-End, dafür lauten Applaus, aber keinen Preis! Filmstar Ljudmila Gurtschenko (FW 13/89), ich traf sie im Foyer, wollte über Filme des Festivals nicht reden, „die Jury hat schließlich gesprochen. Jetzt ist das Wichtigste unsere kreative Arbeit. Der sowjetische Film hat in der Vergangenheit viel in die Kinokunst eingebracht, auch in Zukunft muß er seine unverwechselbare Farbe in starken Filmen behaupten." – Dieser Tage wäre Wassili Schukschin 70 Jahre alt geworden. Seine Filme – ich denke nur an „Kalina Krasnaja" – besaßen den großen Atem, die dem internationalen Filmfestival in Moskau 1989 fehlten.

Ursula Weil (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

Kurz vor dem Startschuß

Auskunft für FREIE WELT gab Lu Bing, Technischer Direktor des künftigen Gaswerkes Harbin in der VR China, der am Internationalen Kolloquium des Gaskombinates Schwarze Pumpe in Hoyerswerda teilnahm.

Ihr Gaswerk wird mit Hilfe der DDR gebaut. Wie wichtig ist das gemeinsame Vorhaben für Ihr Land?

Für China ist die Veredlung von Kohle von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung, decken wir doch damit 70 Prozent des Primärenergiebedarfs

Und warum nun ein solches Projekt gerade für Harbin?

Harbin ist die Hauptstadt der Provinz Hei Long Jiang im Nordwesten Chinas. Auf einer Fläche von rund 152 Quadratkilometern leben 2,5 Millionen Einwohner. Damit ist sie nicht nur eine der größten Städte unseres Landes, sondern zugleich wichtiges Industriezentrum, unter anderem bekannt als Produzent von Elektroanlagen, Achsenlagern und Meßgeräten. In den vergangenen Jahren entwickelten sich Wissenschaft, Kultur und Städtebau in raschem Tempo. Derzeit werden jährlich 1,5 Millionen Quadratmeter Wohn- bzw. Verwaltungsfläche gebaut. Gute Bedingungen müssen auch die zahlreichen in- und ausländischen Touristen vorfinden. All das zusammengenommen ließ den Bedarf an Elektroenergie sprunghaft ansteigen, führte zu der Entscheidung, für Harbin ein modernes, umweltfreundliches Stadtgaswerk zu errichten.

Bei der Bedeutung dieses Vorhabens ging der Zusammenarbeit doch sicher eine gründliche „Partnerwahl" voraus?

Das trifft zu. Wir haben mehrere Partner und ihre Angebote sehr umfassend geprüft, obwohl wir wußten, daß die DDR auf dem Gebiet der Kohleveredlung große Erfahrungen hat und über einen leistungsfähigen Chemieanlagenbau verfügt. Mehrere Studien bzw. Tests und ein Versuch mit 3700 Tonnen Kohle aus der Grube Yi Lan im Gaskombinat „Schwarze Pumpe" überzeugten uns schließlich, daß es richtig ist, die Technologie der Kohledruckvergasung aus der DDR anzuwenden und hier die entsprechenden Anlagen zu kaufen.

Wer aus der DDR baut neben der „Schwarzen Pumpe" in Harbin noch mit?

Das Gaskombinat beteiligt sich als Verfahrensträger am Aufbau unseres neuen Stadtgaswerkes. Der VEB Chemieanlagenbaukombinat Leipzig/Grimma liefert dafür die wichtigsten Ausrüstungen. Wir rechnen mit insgesamt dreizehn Schiffsladungen. Zum Gaswerk, das möchte ich noch ergänzen, gehören auch ein Industriekraftwerk mit einer Leistung von 36 000 Kilowatt bzw. 200 Tonnen Prozeßdampf pro Stunde und eine Wasseraufbereitungsanlage mit einer Kapazität von 80 000 Kubikmeter je Tag.

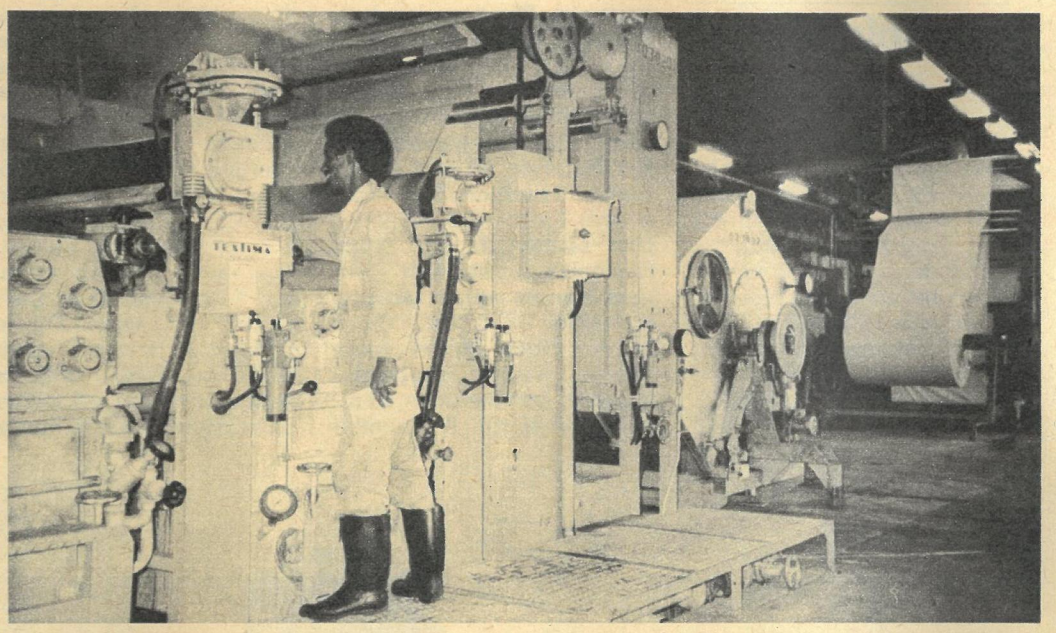
Wie ist man auf der Baustelle gerüstet?

Das Werk wird etwa 250 Kilometer nördlich der Stadt entstehen, ganz in der Nähe der Kohlengrube Yi Lan. Die Förderleistung beträgt gegenwärtig 450 000 Tonnen Steinkohle im Jahr. Um genügend Rohstoff für die Vergasung zu haben, soll die Kapazität auf 1,5 Millionen Tonnen erweitert werden. Nach unserem heutigen Wissen verfügt die Grube über insgesamt 230 Millionen Tonnen Kohle. Damit können wir das Gaswerk gut 100 Jahre betreiben. Das Strom- und Versorgungssystem für die Baustelle existiert, und die Straßen zum künftigen Gaswerk sind gleichfalls gebaut. Ein Lagerhaus wird die ankommenden Ausrüstungen und Materialien aufnehmen.

Die Vorbereitungsarbeiten für den Aufbau sind also kurz vor dem Abschluß?

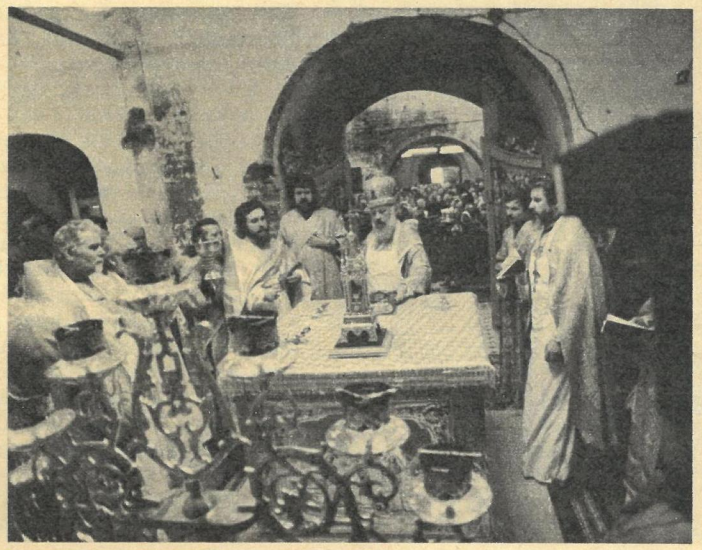
Der Startschuß für den Industriebau steht unmittelbar bevor. Die erste Ausbaustufe soll 1992 abgeschlossen sein. Dann produzieren wir täglich etwa 600 000 Kubikmeter Stadtgas. Bis 1994 folgt die zweite Ausbaustufe. Danach werden täglich 1 600 000 Kubikmeter Gas und jährlich 40 000 Tonnen Methanol erzeugt.

Interview: Hans Häber



Wolle-Wollo

Rund ein Fünftel der gesamten Textilproduktion Äthiopiens wird in der Fabrik von Kombolcha in der Region Wollo erzeugt. Projektant der Gesamtanlage sowie Generallieferant von Webautomaten, Stahlbaukonstruktionen und anderen Ausrüstungen ist eine Gruppe von DDR-Betrieben, vor allem das Kombinat Textima.



Mode-Macher

Neue Kreationen rumänischer Konfektionshersteller wurden kürzlich in- und ausländischen Kunden präsentiert. Die Modelle aus Baumwolle entsprechen aktuellen Modetrends. Nach Kanada, in die USA, die BRD und die Niederlande exportiert beispielsweise die Firma „Moldava" aus Iasi ihre modischen Erzeugnisse.

Aqua-Artistik

Die gelehrigen Delphine stehen ganz oben in der Gunst der Besucher des Meeresaquariums von Havanna. Während der täglichen Vorführungen überzeugen die Tiere durch Geschicklichkeit und Gewandtheit. Und manchmal kann man ihnen sogar ganz nahe sein.

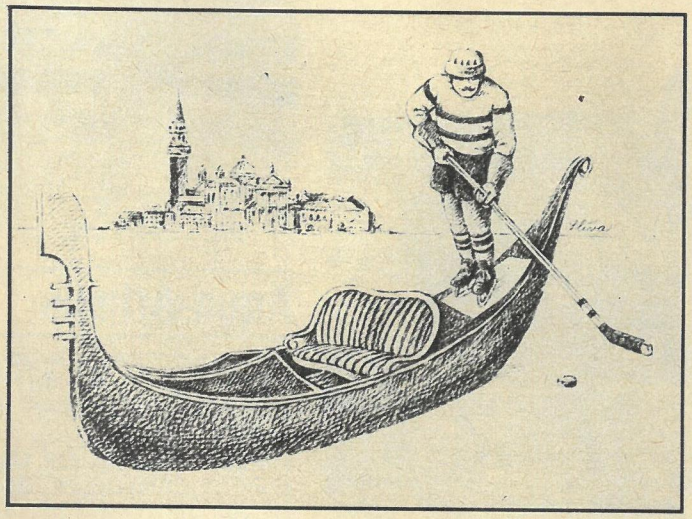
Barock-Bau

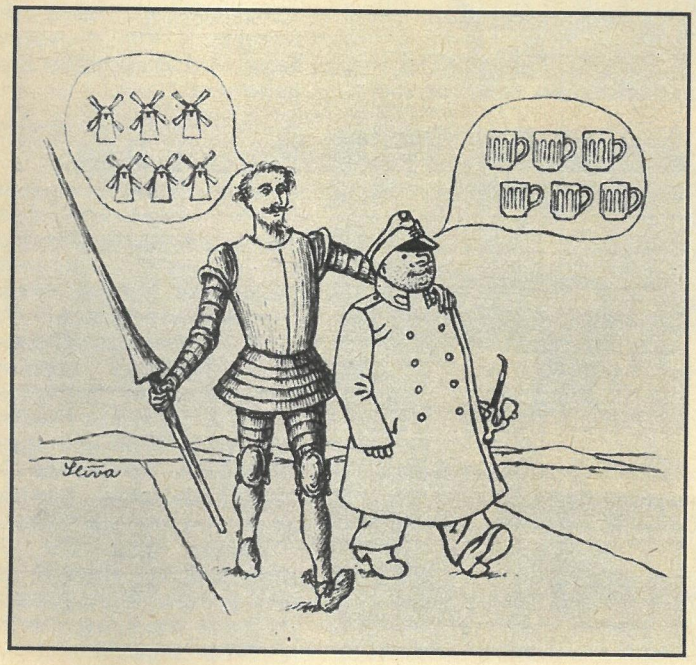
In der Erzengel-Michael-Kirche am Rande des Moskauer Stadtteils Troparewo finden seit kurzem wieder Gottesdienste statt. Vor fünfzig Jahren geschlossen, war „Erzengel Michael" nun die erste Glaubensstätte, die Moskaus Stadtväter für Kulthandlungen übergaben. Erbaut im Stil des ukrainischen Barocks, ist sie von großem kulturhistorischen Wert. Die Gemeinde ist vor allem in den drei großen Wohngebieten zu Hause, die in unmittelbarer Nähe liegen.

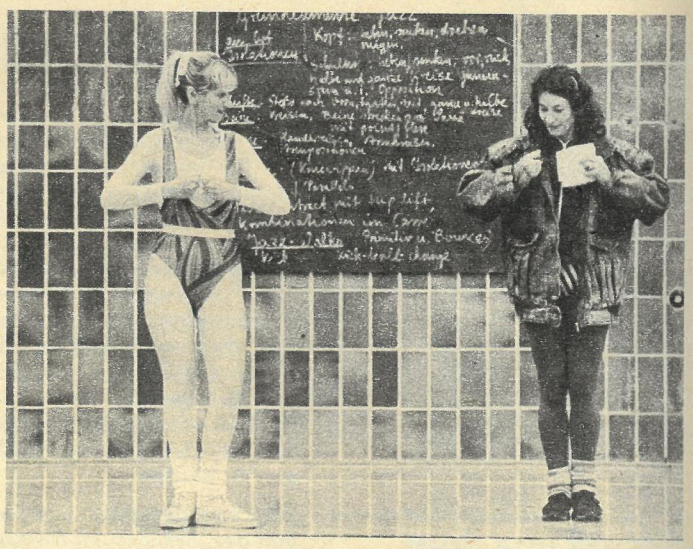
Stadtplan auf der Sohle

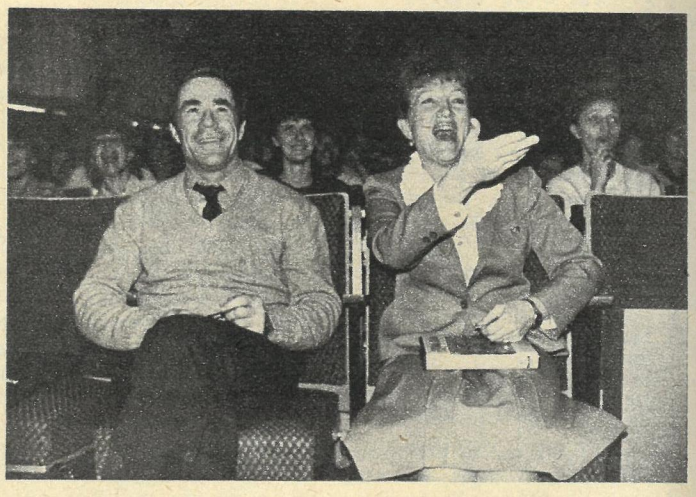
Dies hier – so haben tschechische Freunde des Humors mir aufgetragen – soll eine Empfehlung sein: für den Prag-Besucher aus der DDR in diesem Sommer. Noch bis zum 3. September stellt der Cartoonist Jiři Sliva, bekannt und beliebt hierzulande und gern gedruckt auch in FREIE WELT, im Altstädter Rathaus aus. Für den, der dorthin geht, könnte der Urlaub freundlich beginnen. Ein Sliva-Objekt in einer der Vitrinen stimmte mich besonders heiter: Auf die Sohle einer Sandale (Marke DDR, auch Tramperlatsch genannt) klebte der Künstler fein säuberlich ein Stück Stadtplan, natürlich mit dem Herzen seiner Moldaumetropole obenauf: Stare Mesto, Nove Mesto, Mala Straná. Welche Doppelsinnigkeit! Im Sommer nämlich, zumal an Wochenenden, gibt der Prager gerade diese schönen Fleckchen, zuzüglich Hradschin und Karlsbrücke charmant und kampflos preis. Nimmt Reißaus ins Grüne und überläßt die Stadt den Touristen. Sliva ist ein Spaßvogel der nettesten Art, sein Witz ist ohne jede Verbitterung, auch über die permanente Touristenplage. Dafür versteht er seine Pointen treffend zu setzen, verblüffend respektlos, will ich meinen, und mit bei weitem mehr Hintersinn als Vordergründigkeit. Denn letzteres mag er nicht. Deswegen lobt ihn die in Prag lebende DDR-Grafikerin Eva Natus-Šalomoun von Herzen – seine direkten Linien, die Akribie des Strichs, seinen Fleiß, seine Ehrfurcht vor dem zeichnerischen Handwerk. Seinen fein abgerundeten, intelligenten Humor. Sliva spricht ausgezeichnet deutsch. Ein Vorzug, durch den er, sobald er in die DDR reist, Vergleiche anstellen kann. Der Zweiundvierzigjährige lächelt fein und meint, gewisse Paradoxa entdecke er hier wie da... Als er zum ersten Mal mit Zeichnungen nach Berlin kam, war der studierte Philosoph und Soziologe noch als „Futurologe“ an der Prager Akademie der Wissenschaften beschäftigt. Er schließt nicht aus, daß diese Profession mit Satire zu tun hat. Aber ein Satiriker aus Kampfeswut sei er nicht. Er nimmt die Kuriositäten des Alltags eher anteilnehmend vergnüglich, bisweilen verblüfft. Freilich, Satire, die seit vierzig Jahren Zustände „bekratzt“, mit denen sich längst jeder abgefunden habe, nennt er „bißlos“. Und zieht das Absurde, Phantasievolle vor. Abgewandelt könnte ein Sprichwort lauten: Der kürzeste Weg zwischen einer Sliva-Zeichnung und dem Betrachter ist ein Lachen.

Ingeborg Ruthe









Pop-Gymnastik mit Kalinka

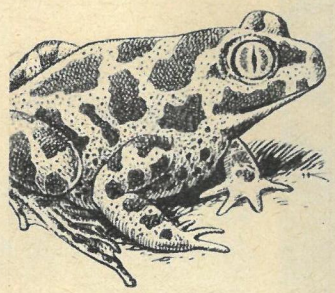
Wenn sich zwei Hundertschaften von Grazien an einem Ort treffen, muß das wohl seine Gründe haben. Die gab es auch, als in der DTSB-Zentralschule Bad Blankenburg „Frauentage“ angesagt waren. Im Terminkalender nannte sich das „Weiterbildungslehrgang für Übungsleiter in der Pop-Gymnastik“. Zwar in der Minderheit, aber Männer waren ebenfalls dabei, denn Aerobic ist für beide Geschlechter da. Und außerdem: Was sind Frauentage schon ohne die Männer... Mit von der Partie und dem Ganzen internationalen Anstrich gebend, eine charmante Dame aus Moskau (unteres Foto). Raissa Nikitina, einst Artistin von Weltruf, ist in der Sowjetunion Aerobic-Chefin, so etwas wie die „First Lady“ in der musisch geführten Gymnastik für jedermann. „Ich war neugierig, was sich in der DDR in unserer Sportart so alles tut, und ich freute mich, hier unsere eigenen Auffassungen und Interpretationen sowie organisatorischen und wissenschaftlichen Bemühungen erläutern zu können. In der Beachtung russischer Tradition und Mentalität sowie nicht zuletzt auch der Besonderheiten in den einzelnen Unionsrepubliken und Völkerschaften haben wir unsere spezifischen Erfahrungen. Und außerdem war es natürlich mein Wunsch, von hier Anregungen mit nach Hause zu nehmen, zumal die UdSSR und die DDR fast zu gleicher Zeit mit dieser inzwischen enorm populär gewordenen Form der Gymnastik angefangen haben.“ In den ersten Tagen saß Raissa Nikitina wie alle anderen als Zuhörerin im Vorlesungssaal. Aber dann, als es zur Sache, zur Praxis in die Halle ging, kam i h r e Stunde. Das ging so weit, daß der Gast von der Moskwa die Kollegenschaft aus der DDR dazu aufforderte, Pop-Gymnastik zu „Kalinka“ zu demonstrieren. Obwohl es den Damen und Herren aus allen Teilen unserer Republik allerhand Mühe bereitete, um aus diesem weltweit bekannten Folklore-Hit einen popgymnastischen Auftritt zu machen, waren sie begeistert bei der Sache. Als die „tollen, fruchtbaren Tage von Bad Blankenburg“, wie sich Raissa Nikitina ausdrückte, vorüber waren, stieg ein stimmungsvoller Abschlußabend – und „Kalinka“ war d e r Renner auf dem Parkett. Darin sah Raissa Nikitina die Bestätigung ihrer These, „daß Pop-Gymnastik zuallererst der Gesundheit dient, wenn man sie als angenehme physische Belastung empfindet und sie Spaß macht“.

Klaus Winkler

Alles über das russische Volk

Neu ist die Idee, eine fundamentale Russische Enzyklopädie herauszugeben, nicht – doch jetzt hat die Arbeit daran begonnen. Die Notwendigkeit liegt auf der Hand. Gegenwärtig entwikkeln die Menschen eine besondere Art von „Zeitbewußtsein". Das Ende des zweiten Jahrtausends zeichnet sich ab, und sie wollen sowohl Rückschau halten als auch in die Zukunft blikken. Sie wollen Ergebnisse überdenken und über die Entwicklung des Menschen, ja ganzer Völker, Bilanz ziehen. Es gibt die große Sowjetenzyklopädie, eine Ukrainische, eine Belorussische, eine Lettische und eine Kirgisische Enzyklopädie. Eine Russische bisher noch nicht, nur Ausgaben aus vorrevolutionärer Zeit sind als Rarität vorhanden. Und die Zeiten haben sich schließlich grundlegend geändert. Die Frage, aus wieviel Bänden die neue, fundamentale Ausgabe bestehen wird, läßt sich vorerst nur schwer beantworten. Einer der Autoren, ein Fachmann für Luftfahrt, erklärte, daß es allein 200 Bände mit technischen Beschreibungen moderner Flugzeuge gäbe. In der Enzyklopädie aber soll es um Jahrhunderte zählende Geschichte eines ganzen Volkes gehen, um dessen Wissenschaft, Technik, Wirtschaftstätigkeit und andere Bereiche. Hinzu kommen Tausende Biographien berühmter Menschen – solcher, an die wir uns erinnern, und jener, die leider in Vergessenheit geraten sind. Es gibt viele Besonderheiten bei der geplanten Ausgabe, die voraussichtlich im Jahr 2000 erscheinen wird. Erstmals wird beispielsweise das Leben der Russen im Ausland umfassend und vielschichtig gezeigt. Das Sammeln und Sichten von Material steht zur Zeit im Mittelpunkt der Arbeit. In der sowjetischen Presse wurde bereits darüber berichtet, daß der Gesamtrussische Kulturfonds beabsichtigt, auf örtlicher Ebene Einrichtungen zu schaffen, denen kulturelle und Bildungsaufgaben obliegen. Klubs der Russischen Enzyklopädie sollen ein Teil davon sein. Die Leitung und der Leserrat der Moskauer Lenin-Bibliothek haben bereits ihr Interesse angemeldet. Organisiert wird die Arbeit nach Sachgebieten. Das Material über das russische philosophische Denken ist bereits fertiggestellt.

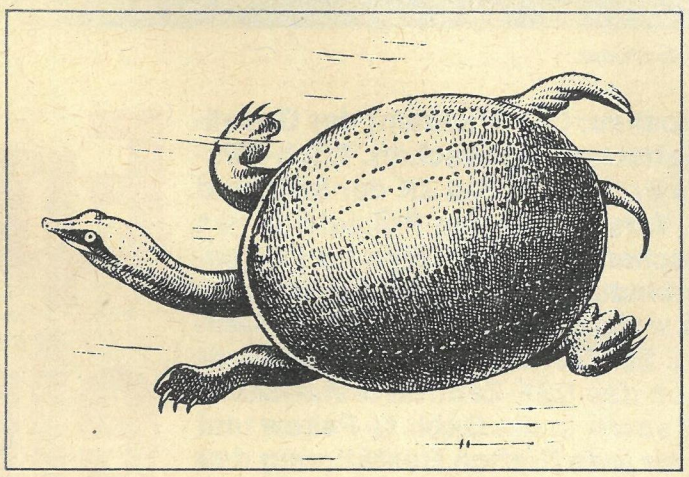
Sergej Iljinski

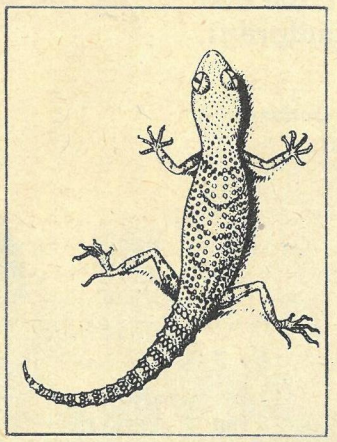


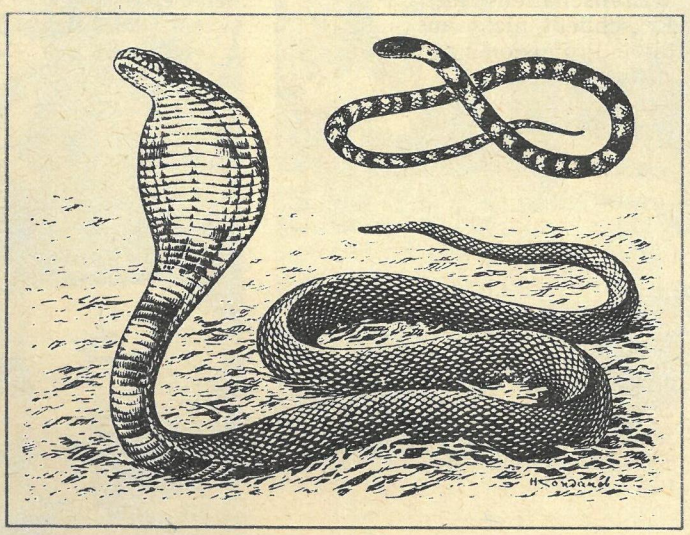
Nachhilfe in Naturkunde

Der Herpetologie, den Erkenntnissen vom Leben der Lurche und Kriechtiere, hat Dr. Sergej Scharygin, Mitarbeiter des Staatlichen Botanischen Gartens Nikitski in der Ukrainischen SSR, seine wissenschaftlich-praktische Tätigkeit gewidmet. Im Gespräch verweist er darauf, daß diese Tiere schon im Altertum bei klugen, gebildeten Menschen in hohem Ansehen standen. So sei die Schlange, die Kranken heilendes Gift spendet, bis heute das Symbol ärztlicher Tätigkeit. Doch bis in die moderne Gegenwart rufe das Erscheinungsbild von Amphibien und Reptilien bei vielen Menschen noch Furcht und Abneigung hervor. Ergebnis: gnadenlose Verfolgung, nicht zuletzt auch in der Sowjetunion. Durch unermüdliche Aufklärungsarbeit suchen Dr. Scharygin und seine Mitverschworenen den Nachweis zu führen, daß der Mensch mit derartigem Fehlverhalten nicht nur der Natur, sondern mehr noch seinen eigenen, wohl verstandenen Interessen ernsthaften Schaden zufügt. Pflanzenbauer, die zu rechnen verstehen, hegen und schützen in ihren Kulturen die harmlosen, unscheinbaren Kleintiere, deren Dasein auf der Vertilgung einer ganzen Reihe von Schädlingen, wie des Kartoffelkäfers, der Obstwickler, dazu verschiedener Motten und Kleinschmetterlinge, beruht. Ja, es gibt bereits Züchter, die solche „Nützlinge" in großen Stückzahlen an Gärtner und Landwirte verkaufen. Die scheuen Erdkröten verrichten ihr Werk über Nacht, befreien vor allem den Bestand an Jungpflanzen von Würmern, Raupen und Nacktschnecken; die beinlose Blindschleiche dezimiert Gehäuseschnecken, während bestimmte Schlangen auf die Jagd nach mäuseartigen Nagern eingestellt sind. Biologischer Pflanzenschutz durch Amphibien und Reptilien, der die chemische Schädlingsbekämpfung wirksam ergänzen, teilweise sogar ablösen kann, wird jetzt auf verschiedenen Nutzflächen der Krim erprobt… Sergej Scharygin wendet sich auch an die Fischwirte, die Verantwortlichen der Teichwirtschaften, um sie von der bisher üblichen Praxis der Vernichtung aller Wasserfrösche abzubringen. Exakte Untersuchungen ergaben, daß kleinste Jungfische nur den Bruchteil eines Prozents im Nahrungsspektrum von Grünfröschen ausmachen, die gewerbliche Fischzucht also – entgegen weitverbreiteter Annahme – nicht durch sie geschädigt wird. Konservierte Froschschenkel erzielen hohe Preise im internationalen Delikatessengeschäft; ein gut geführter Teichbetrieb, der Karpfen und Entenfleisch liefert, könnte unter den Verhältnissen der südlichen Ukraine einen zusätzlichen Gewinn von mehreren tausend Rubel pro Hektar Wasserfläche aus dem Export von Froschkonserven erwirtschaften… Nicht weniger bemerkenswert: die Studien des Spezialisten für geochemische Ökologie, durch (Schwermetall-)Analyse des Körpergewebes von Kriechtieren geochemische Anomalien zu erkennen und so Hinweise auf Lagerstätten von Bodenschätzen zu gewinnen. Versuchsergebnisse aus dem Ural ermutigen weitere Forschungen. Dabei zeichnet sich die Möglichkeit ab, solche Untersuchungen auch in den Dienst des Umweltschutzes zu stellen; sie liefern Kennwerte für die Schadstoffbelastung der Biosphäre. Mit Nachdruck plädiert Dr. Scharygin für den Schutz besonders gefährdeter Arten (Beispiele aus dem Rotbuch der UdSSR: links oben – Syrische Schaufelkröte vom östlichen Kaukasus; unten – Mittelasiatische Kobra, Turkmenien, Usbekistan, Südwesten Tadshikistans; darüber – Stachelschwanz-Gekko aus Steppen und Halbwüsten östlich der unteren Wolga; Bild Mitte – Fernöstliche Weichschildkröte von Amur und Ussuri). Keine einzige Art dürfe verlorengehen, denn niemand sei imstande, heute einzuschätzen, welche Bedeutung diese oder jene Form mit ihrem biologischen Potential in kommenden Jahrzehnten für das Dasein des Menschen gewinnen kann.

Tatjana Larina







● Gut gesagt

Ablehnung akzeptiere ich, aber wer meine oder andere zeitgenössische Musik ablehnt, sollte sie wenigstens vorher gehört haben.

Siegfried Matthus, Komponist, DDR

● Am Rande

Das als Weltmetropole des Humors bekannte bulgarische Gabrowo gibt es seit 1976 auch im Weltraum. Taufpaten waren sowjetische Astronomen, die dem neu entdeckten Asteroiden 2206, der die Sonne in fünf Erdjahren einmal umkreist, dessen Namen verliehen. – Da kichert selbst die Venus.

● Persönliches

„Braut von Mexiko", diesen Titel des Gastgeberlandes einer der vergangenen Olympiaden, trägt die sowjetische Turnerin NATALIA KUTSCHINSKAJA noch heute mit Stolz. Die einstige Olympiasiegerin trainiert jetzt künftige „Bräute", talentierte junge Mädchen.

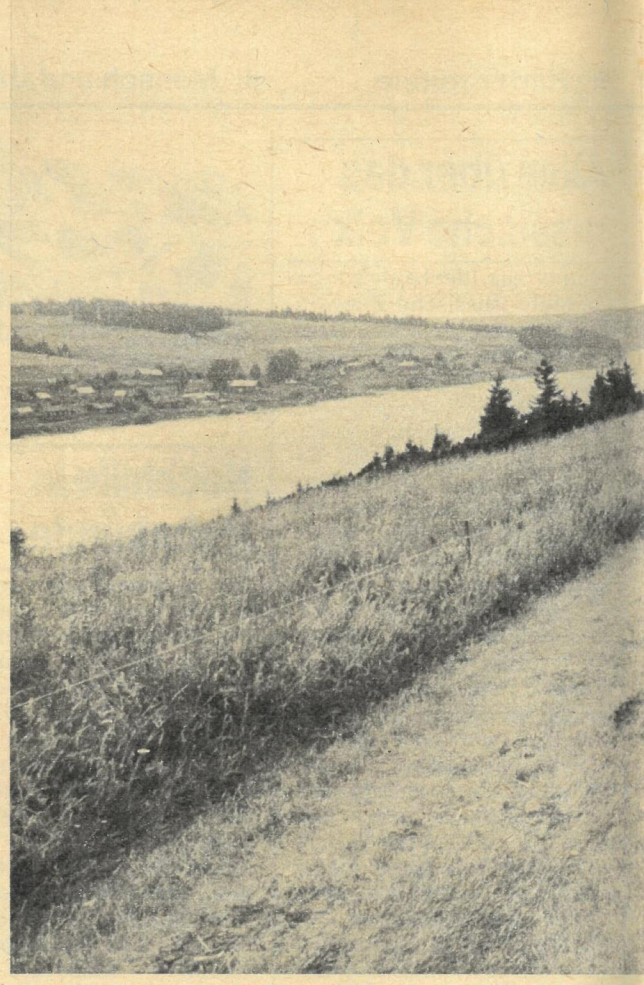
In der ČSSR gibt es einen Verband der Bonsai-Züchter. Eines der erfolgreichsten Mitglieder ist FRANTIŠEK SEKERAK aus Presöv, der bereits ein ganzes Gärtchen der mehrere hundert Jahre alt werdenden Mini-Bäumchen besitzt.

SERBAN NICHOFOR, junger Vertreter der rumänischen Kompositionsschule, hat zwei wertvolle internationale Preise errungen. In Polen für seine II. Sinfonie und in Rom für seine Komposition „Carnyx", die demnächst auch in Hongkong zu hören ist.

Mit über 40 Dienstjahren ist JELISAWETA KONTIKOWA die dienstälteste sowjetische Restauratorin. Zehntausende von Aquarellen, Gouachen, Stichen und Holzschnitten, auch aus der Dresdner Gemäldegalerie, verdanken ihr die Erhaltung.

Redaktion: Ina Stritzke, Fotos: J. Hübner, M. Rietz, N. Keipert, APN, ZB/Sindermann, Reichel; Zeichnungen: Rotbuch der UdSSR; Vignette: D. Schüler

Alte Freunde trafen sich in Moskau wieder

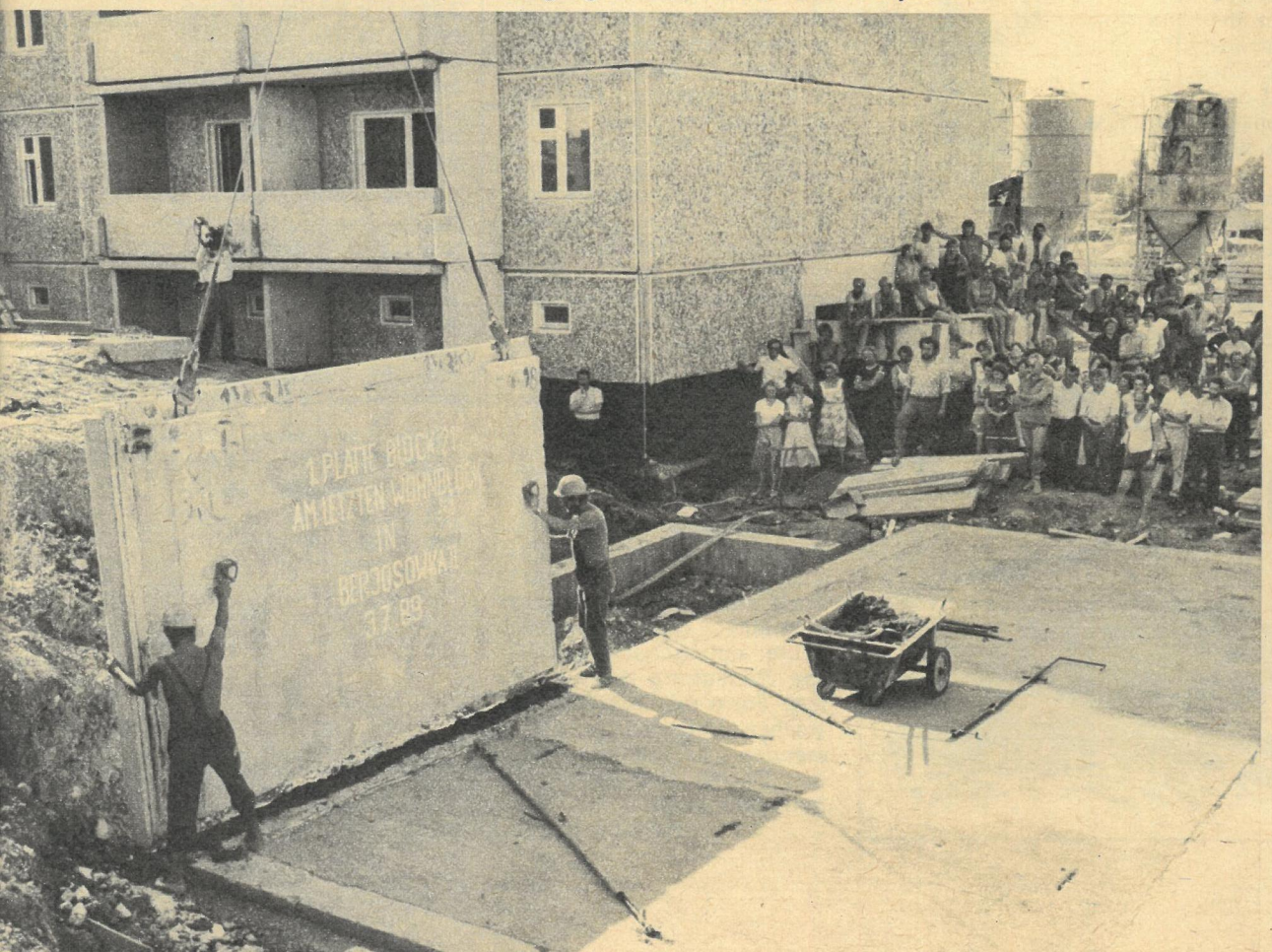


Besuch im Ethnographischen Museum unweit von Perm

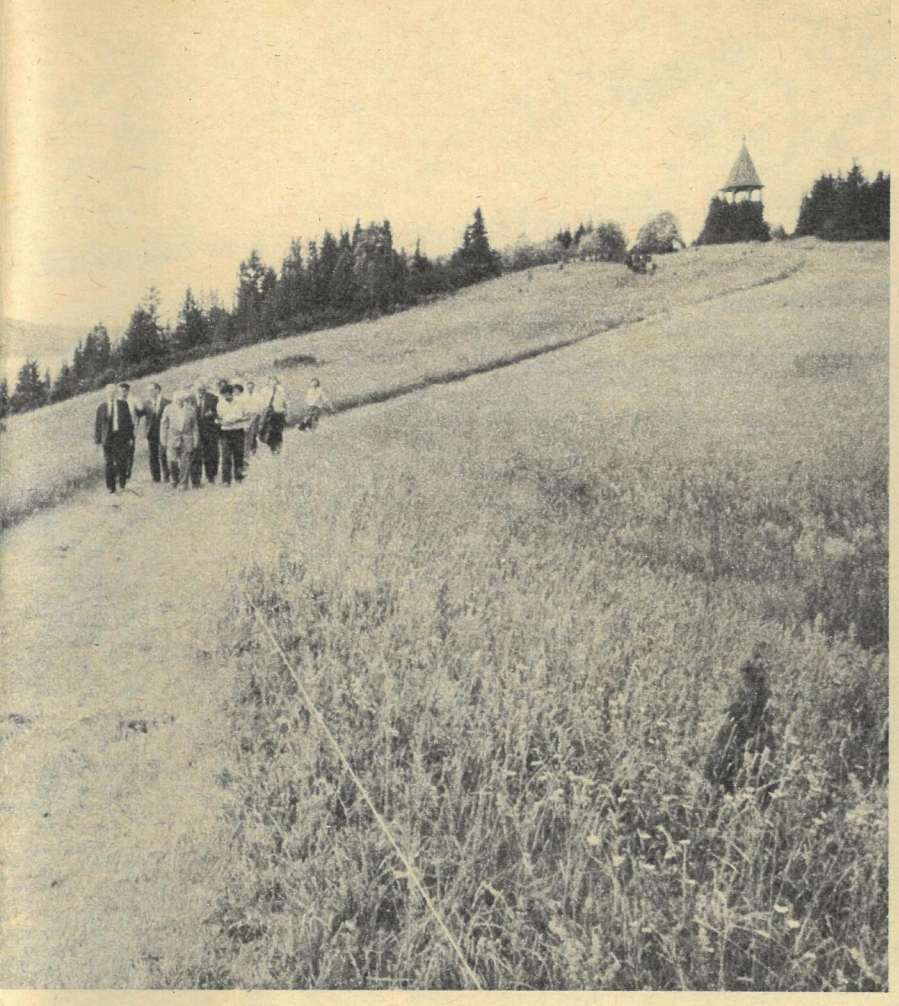
Botschaft der DDR in Moskau: Der Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Erich Mükkenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, und Valentina Tereschkowa, Vorsitzende des Präsidiums des Verbandes der sowjetischen Gesellschaften für Freundschaft und kulturelle Verbindungen mit dem Ausland, haben sich verabredet. Sie wollen über die weitere gemeinsame Arbeit sprechen. Ein Treffen zum Abschluß einer Reise, die die Delegation des DSF-Zentralvorstandes in die Karelische ASSR sowie in die Gebiete Pskow und Perm geführt hatte, bei der jede Station Bestätigung des Miteinanders war. Einer Gemeinsamkeit, die den 40. Jahrestag unserer Republik mitprägt.

Episoden einer Reise

DDR-Bauleute bei der Grundsteinlegung für einen Wohnblock in Berjosowka



Im Möbelkombinat von Petrosawodsk übergibt Erich



Im von der DDR erbauten Kindergarten an der Erdgastrasse Berjosowka

Im Wohnzimmer der jungen Familie Bystrow in Berjosowka: Sie hat unsere Delegation eingeladen, um uns ihr neues Zuhause zu zeigen. Solche Häuser stehen auch in Neubrandenburg. Die jungen Leute loben besonders die Qualitätsarbeit. Zuvor lebten sie mit ihren zwei Kindern in einem Zimmer. Das Haus gehört zu jenen, die unsere Bauleute in Städten und Dörfern entlang der Erdgastrasse errichten.

★

Zwischenlandung in Kasan: Ein sowjetischer Offizier kommt auf uns zu. Auch er ist auf der Durchreise. Als er hörte, daß unter den Genossen Erich Mückenberger und Horst Helminiak sind, beschloß er, die nächste Maschine zu nehmen. Bis vor drei Jahren diente er in einer sowjetischen Einheit in Neubrandenburg, erhielt dort von Erich Mückenberger die Ehrennadel der DSF in Gold. Mit Horst Helminiak, dem 1. Sekretär des Bezirksvorstandes Neubrandenburg, verband ihn eine Familienfreundschaft.

★

Im Puschkin-Memorial bei Michailowskoje: „Das letztemal haben wir uns 1982 in der Gedenkstätte auf den Seelower Höhen gesehen, Genosse Mückenberger." In der Schlacht um dieses Gebiet 1945 wurde der Direktor schwer verletzt. Heute ist er Vorsitzender des Rayonkomitees der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR.

★

Im Permer Flugzeugwerk „M. I. Kalinin": „Umgestaltung – das heißt mehr Disziplin, mehr Verantwortung und Schöpfertum bei der Realisierung des Planes durch jeden einzelnen". In den Gesprächen schildern uns Arbeiter, welche Anstrengungen sie unternehmen, um durch die Umgestaltung spürbare Verbesserungen in der Produktion zu erreichen.

★

Auszeichnung im Möbel- und Holzverarbeitungskombinat Petrosawodsk: Die Grundorganisation der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR erhält für ihre enge Zusammenarbeit mit dem Möbelwerk Anklam ein Ehrenbanner unserer Gesellschaft. Seit 20 Jahren schon haben beide Betriebe enge Partnerschaftsbeziehungen, stehen im Leistungsvergleich, der Arbeiteraustausch bewährt sich.

Peter Neubert

Mückenberger ein Ehrenbanner

Rundgang mit dem Abt des Klosters Petscherski bei Pskow

Knapp zweieinhalb Monate vor seinem 37. Geburtstag gab der sowjetische Fußballstar Oleg Blochin seine Abschiedsvorstellung, inklusive Ehrenrunde, auf der er den Tränen näher war als dem Lächeln. In Kiew, wo er geboren wurde und als Zehnjähriger seine scheinbar endlose Karriere bei den „Dinamos" begann, bereiteten ihm 100 062

Der „wunderbar wehmütige“ Tag des Fußballstars Oleg Blochin

Die letzte Runde

Am Ort des Geschehens in Kiew fotografierte FW-Reporter Volker Hohlfeld

Zuschauer ein riesiges Fest, das Weltauswahl-Betreuer Franz Beckenbauer als „perfekten Tag“ bezeichnete. Zehntausende standen noch vor den Toren und warteten auf das Wunder, es könnte jemand kommen und sein Billett zurückgeben. 1,2 Millionen Fans hatten sich um einen Platz beworben. So groß ist kein Stadion auf der Welt ...

Die Kapitäne. Blochin verbucht seinen ersten Erfolg im Spiel – er gewinnt gegen den Italiener Antognoni die Seitenwahl.

Spielbeginn. Blochin und der fünfjährige Talisman der Weltauswahl, Filippo, vollziehen gemeinsam den Anstoß.

Das Gaudi. In aller Gemütsruhe tauschen Pfaff und Blochin Trikot und Stammplatz, was sie beinahe mit einem Tor bezahlen.

Hajo Obuchoff:

Große Show und großes Spiel

Alles war bestens: das hochsommerliche Wetter, die Atmosphäre auf den Rängen, das als Riesenshow aufgemachte Drum und Dran vor und nach dem Spiel, natürlich das Spiel selbst, für dessen Beginn aus heiterem Himmel gekommene Fallschirmspringer in Schiedsrichterkleidung den Ball direkt zum Anspielpunkt brachten. Die von Trainer Valeri Lobanowski geführte „Sbornaja" lief nicht nur mit Gegenwartsstars wie Belanow, Bessonow, Protassow, Litowtschenko, Alejnikow, Kusnezow, Sawitschew, Bal und eben Oleg Blochin auf den Rasen, sondern noch einmal mit alten Strategen wie Baltatscha und Tschiwadse. Für deren Benefizspiel zugunsten des sowjetischen Kinderhilfsfonds gegen eine sogenannte Weltauswahl brachte Coach Franz Beckenbauer eine Schar illustrer Kicker aus allen Fußballgegenden mit, aktive wie nicht mehr aktive: Die Europäer Pfaff, Gentile, Antognoni, Breitner, Detari, Stielike, Förster, Rocheteau und Savicevic, den Brasilianer Dirceu, den Mexikaner Quirate...

Blochin spielte die erste Halbzeit hier, die zweite dort. Für die grüngekleidete Weltauswahl schoß er in der letzten Minute der regulären Spielzeit per Elfmeter das 3:2. Ein Präsent zum Abschied... Doch ein paar Sekunden später stellte Baltatscha wieder den Gleichstand her. Zur Verwunderung und zum Gaudi der Leute tauschten in dem allemal ernstgemeinten wie hochklassigen Spiel Torhüter Jean-Marie Pfaff und Blochin für sieben Minuten ihre Trikots mit den Rückennummern 1 und 11. Der Spaßvogel aus Belgien machte als Stürmer seine Sache ebensogut wie der im Tor debütierende Kiewer, „aber es wird wohl so sein, daß meine ‚Dinamos' mir zuliebe in diesen Minuten nicht scharf geschossen haben..."

Sodann ein Wechselbad der Gefühle – die Ehrenrunde. „So etwa muß einem innerlich zumute sein, wenn man das Finale einer Weltmeisterschaft bestreitet", sagte Blochin. „Ich möchte mich von ganzem Herzen bei all denen bedanken, die mir einen Abschied bereitet haben, wie ich ihn mein Leben lang nicht vergessen werde. Es klingt ein bißchen komisch zu sagen, auch ein solcher Anlaß ergäbe einen Festtag. Aber wennschon ein Feiertag, dann nicht nur meiner, sondern einer für den ganzen sowjetischen Fußball."

Zwischendurch hat Blochin Tränen unterdrückt, wenn andere in seiner Gegenwart sagten, was sie von ihm gehalten haben. Zum Beispiel Franz Beckenbauer: „Blochin war einer der besten Spieler in der Geschichte des Fußballs. Einer wie er hat einen so großen und bewegenden Abschied wie den von Kiew verdient. Ich habe schon sehr viele Abschiedsspiele erlebt, aber dieses war ein besonders schönes. Ein perfekter Tag!" Oder Paul Breitner: „Blochin war ein Ausnahmestürmer, der nicht nur mit Fuß und mit Köpfchen spielte, sondern mit Leib und Seele. Ich bewunderte immer seine Athletik, seine Kondition, seinen kompromißlosen Einsatz, zuallererst aber seine Fairneß." Oder seine (gymnastik)weltmeisterliche Frau Irina Derjugina: „Oleg machte sich nach jedem Spiel, gleich wie es ausging, unendlich viele Gedanken. Da konnte man nicht mit ihm reden. Ich verstand das." Schließlich Jean-Marie Pfaff: „Blochin ist das beste Vorbild, das sich der sowjetische Fußball denken kann. Er beherrschte nicht nur das Spiel aus dem Effeff, er war vor allem ritterlich und ein jederzeit freundlicher Mensch. Ich würde sagen, er war ein Gentleman."

Indes hat „Sbornaja"- und Dinamo-Trainer Valeri Lobanowski seinen besten Mann verabschieden müssen. „Blochin war ein Weltklassemann, ein Spielgestalter, wie es von dieser Qualität nur wenige gibt. Er lebte im Fußball nach einer Maxime, die morgen noch gültiger sein wird als gestern und heute: Um Erfolg zu haben, muß die Mannschaft nicht für den Star, sondern der Star für die Mannschaft spielen. Daß Oleg dabei immer seine Individualität bewahrte und als außergewöhnlich schöpferischer Mensch gemeinsam erarbeitete Ideen und Konzepte auf dem Spielfeld kreativ umzusetzen vermochte, machte ihn zu einem Fußballer, wie man ihn so schnell nicht vergißt. Es wäre ein Segen für unseren Fußball, würde Oleg in Zukunft etwas machen, was ihn aus unserem Gesichtskreis nicht verschwinden läßt."

Neuerdings ist die Rede davon, Oleg Blochin und Jean-Marie Pfaff wollten auf ihre alten Tage noch schnell mal

Europas Länderspiel-„Hunderter"

119 Pat Jennings (Nordirland)
115 Björn Nordqvist (Schweden)
112 Dino Zoff (Italien)
109 Peter Shilton (England)
109 Oleg Blochin (UdSSR)
108 Bobby Moore (England)
106 Bobby Charlton (England)
105 Billy Wright (England)
104 Kalle Svensson (Norwegen)
104 Grzegorz Lato (Polen)
103 Franz Beckenbauer (BRD)
103 Ladislau Bölöni (Rumänien)
103 Morton Olsen (Dänemark)
102 Kazimierz Dejna (Polen)
102 Joachim Streich (DDR)
102 Kenny Dalglish (Schottland)
100 Jozef Bozsik (Ungarn)
100 Hans-Jürgen Dörner (DDR)

(In Südamerika, wo auch Spiele gegen ausländische Clubs gewertet werden, haben Pele/Brasilien, Gilmar/Brasilien und Sanchez/Chile über 100 Auswahlspiele).

Die letzte Runde

und für eine kurze Weile nur dem türkischen Erstdivisionär Trabzonspor auf die Sprünge helfen. So Hals über Kopf geht's mit dem „Abschied ein für allemal" offensichtlich nun doch nicht. Weshalb Blochin allzugern die Gelbe und Rote Karte wieder zurückgeben möchte, die ihm Abschiedsspiel-Schiedsrichter Alexej Spirin aus Moskau mit den Worten überreichte: „Die braucht für dich niemand mehr zu zükken." Was allerdings mit dem unvergessenen 28. Juni 1989 von Kiew nichts zu tun hat. Dort sagte Blochin zwei Weggefährten Lebewohl, denen er treu bis ans Herz hinan und mit ganzer Hingabe ein Fußballeben lang gedient hat: Seinem Klub Dinamo Kiew und seiner Nationalmannschaft. Nebst seinen Erfolgen bekam er auch dafür in Kiew ein Geschenk überreicht, das ihn stets an diesen „wunderbar wehmütigen" Tag erinnern wird: Ein Teeservice der berühmten Lackmaler von Gshel – komponiert und mit einem Extra-Dekor nur für ihn...

Wolfgang Hartwig:

Alle Tage ist kein Sonntag

In der Uliza Henri Barbusse, ein Steinwurf entfernt vom riesigen Kiewer Zentralstadion, wo nun die große Show seines Abschiedsspiels über die Bühne ging, ist Oleg Blochin aufgewachsen. Dort hat er die ersten Kugeln aus Leder, Gummi oder Stoff traktiert, und allmählich war da die Sehnsucht gewachsen, einmal zu diesen „Dinamos" zu gehören, für die von Anfang an sein Herz bis zum Halse schlug. Als er das geschafft hatte, wurde er deren berühmtester Spieler, geachtet und gefürchtet in der ganzen Fußballwelt.

Mit Dinamo Kiew wurde er siebenmal Landesmeister, fünfmal UdSSR-Pokalgewinner, zweimal Europacup- und einmal sogar auch Supercupsieger. Seinen Nachfolgern im eigenen Lande hinterläßt er wahre Gebirge an Rekorden. 109mal trug er das Trikot der „Sbornaja". In 432 Meisterschaftsspielen schoß er 211 Tore. Im sogenannten Fedotow-Klub ist er mit 302 Toren in Punkt-, Pokal-, Europacup- und Länderspielen unangefochtener Spitzenreiter.

Blochin hat einmal gesagt, es sei merkwürdig, daß ihn stets weniger die Tore als vielmehr die verpaßten Gelegenheiten beschäftigt hätten. „Für ‚super', wie zuweilen in den Zeitungen stand, habe ich zum Beispiel nicht gehalten, daß ich in meinen besten Jahren nur etwa 30 Prozent meiner Chancen nutzen konnte. Das war mir immer zuwenig für den Aufwand, den die ganze Elf dafür betreiben mußte. Desungeachtet war bei mir immer der Wille da, allen, die mir zuschauten, Freude zu bereiten. So war es in guten Tagen wie in schlechten." Solch saubere Einstellung hat Jean-Marie Pfaff veranlaßt zu sagen: „Auf seine Weise hat auch Blochin eine gute Auskunft über sein Land gegeben."

Mir war dieser überragende Fußballspieler 1971 das erste Mal begegnet. Im Prager Sparta-Stadion hatte er mit seiner Mannschaft im UEFA-Juniorenturnier das Spiel um Platz 3 nach einem 1:1 gegen die DDR im Elfmeterschießen mit 3:5 verloren. Da standen ihm, dessen (wirkungsvoller) Gegenspieler damals der heutige Zwickauer Trainer Udo Schmuck war, Tränen in den Augen. „Auf gleiche Weise hatten uns schon die Engländer den Einzug ins Endspiel verdorben", erzählte er später einmal. „Solche Enttäuschungen modellieren aber auch am Charakter eines jeden, der sie durchlebt. Ich kam damals nach Hause und wanderte für etliche Monate erst einmal auf die Reservebank. So gesehen, ist es eine Legende, daß ich gleich wie ein Komet aufstieg. Um Tore zu schießen, wenn alles am seidenen Faden hängt, braucht man Kraft, gute Nerven, Energie. Aber auch das Recht, eine Gemeinschaftsaktion wie die von Prag '71 mit dem Torschuß abschließen zu dürfen, muß man sich erst verdienen. Deshalb war ich später den Trainern dankbar, daß sie mir Zeit zur Reife ließen."

Doch schon das folgende Jahr 1972 wurde sein Jahr. Der 20jährige beendete es als sowjetischer Torschützenkönig, wenn auch seine 14 Treffer den anderen Stürmern im Land eigentlich keine Lorbeerkränze wanden. Bei Olympia in München spielte er erneut um Platz 3 und traf dabei mit dem Magdeburger Jürgen Pommerenke einen der Prager Turnierkonkurrenten wieder. Nur bekamen nun beide – nach einem 2:2 – ihre Bronzemedaillen.

Zu Hause blieb Blochin die Nummer 1 unter den Torjägern, doch in jenem Olympiajahr war Kiew hinter Woroschilowgrad nur Vizemeister geworden, auch weil dort einer seiner großen Herausforderer stürmte: Onistschenko. 1974 kam dieser nach Kiew, wodurch Dinamo ein Angreifer-Duo erhielt, das imstande war, 1975 erstmals für den sowjetischen Fußball den Europacup-Gipfel zu erstürmen: 3:0 gegen Ferencváros Budapest! Diesem Triumph folgte der Supercupgewinn gegen den Landesmeister-Europacupsieger Bayern München. „Blochin zu halten, war für Schwarzenbeck und mich Schwerstarbeit", gestand Franz Beckenbauer. Schon dreimal „UdSSR-Fußballer des Jahres", wurde der Kiewer nun auch Europas Nummer eins!

Blochin war auch 1976 in Montreal noch einmal bei Olympia dabei (wieder Platz 3), und er bezeichnet die Weltmeisterschaft '86 als den Höhepunkt seiner Laufbahn. „Im Gegensatz zu Spanien '82 hatte in Mexiko, wo alles viel schwieriger war, unser Spiel echten Glanz und Kreativität. Es war eine Lust zu spielen – obwohl ich damals als 33jähriger nicht mehr allererste Wahl war..." In dieser Zeit kam übrigens ein Buch von ihm auf den Markt: „Geprüft durch den Fußball".

Die Union – unser gemeinsames Haus

M. G. Safiullin, Tatare, Gießer: Die Ereignisse der letzten Zeit schlagen unter den Arbeitern Alarm und stoßen auf Unverständnis, auf Sorge um die Einheit unseres Hauses. Unverständnis, weil es der Staat nicht vermocht hat, das Leben unschuldiger Menschen bei den Zwistigkeiten unter den Nationalitäten zu schützen. Ich will sofort sagen, daß bei uns in Tatarien die nationale Frage nicht so akut ist, auch die berüchtigten Kasaner jugendlichen Banden, die im ganzen Land zu trauriger Berühmtheit gelangt sind, nichts mit dem Nationalitätenproblem zu tun haben. Dennoch kann man nicht behaupten, daß es dieses bei uns nicht gäbe. Das wäre ein grober Fehler.

Gesprächsleiter: Allem Anschein nach tut sich jedoch in Tatarien bereits einiges…

M. G. Safiullin: Ja, in Kasan wird bereits in hundertzwanzig von wohl insgesamt dreihundertvierzig Kindereinrichtungen damit begonnen, Unterricht in der Nationalsprache zu geben. Und noch etwas: In der Sowjetunion gibt es etwa sieben Millionen Tataren. Von ihnen wohnt der geringste Teil auf dem Territorium ihrer autonomen Sowjetrepublik. Die anderen wenden sich oft an uns: Genossen, helft mit Literatur, Lehrbüchern, helft uns, unsere kulturellen und geistigen Werte zu bewahren. Wir haben kein Filmstudio wie in Litauen oder Estland, keinen Rundfunk, der tatarische Programme in die verschiedenen Landesteile senden könnte. In so großen Städten wie Nabereshnyje Tschelny und Nishnekamsk gibt es keine Stadtzeitung in tatarischer Sprache, ja selbst nicht mal in Kasan. Es gibt auch keine Zeitungen in tschuwaschischer Sprache, obwohl in Tatarien über 300 000 Tschuwaschen leben.

F. Sch. Tasartukowa, Tscherkessin, Gewerkschafterin: Ich möchte bemerken, daß bei der ökonomischen Kooperation der Landesteile und Republiken die Zweisprachigkeit von ganz besonderer Bedeutung ist. Ja, man muß seine Muttersprache sprechen, kennen, beherrschen! Doch das Erlernen des Russischen ist ebenso wichtig, ebenso notwendig! Sonst kann es uns so gehen wie den Erbauern des Turms von Babel.

Ich bin Tscherkessin, liebe meine Sprache, und doch halte ich es für eine riesige Errungenschaft, daß ich mit Vertretern jeder der über hundert Nationalitäten und Völkerschaften unserer Union sprechen kann, und das kann ich dank der russischen Sprache. Das ist doch ein großes Geschenk! Und zur aus vielen Nationen gebildeten Weltkultur ist uns die Brücke vor allen Dingen durch die russische Sprache geschlagen worden. Was es da zu murren und zu knurren gibt, kann ich einfach nicht begreifen. Allerdings bewegt mich die ungleiche Verteilung des gesellschaftlichen Produkts und der unterschiedliche Lebensstandard. Wir bleiben in der Erarbeitung von gesamtstaatlichen sozialen Normen zurück.

U. J. Haas, Este, Tischler: In unserem Betrieb arbeiten Angehörige von 14 Nationalitäten, doch unter den Arbeitern gibt es keine nationale Frage. Wir sind der Meinung, daß es bestimmten Kräften sehr zustatten kommt, eine Situation der nationalen Zwietracht zu schaffen. Diese wirken gegen die Umgestaltung. Die Zeit wird hier noch vieles klären und sichtbar machen. Heute allerdings ist meines Erachtens die Ökonomie die Hauptsache. Wenn es in unseren Läden von allem genügend gibt, wird sich die nationale Frage nicht so kraß stellen. Wenn die Leute aber durch den Warenmangel gereizt sind, dadurch daß keine Lebensmittel da sind…

Zur nationalen Sprache. Wir haben ein Gesetz in der Estnischen SSR angenommen, darüber hat es viele Gespräche gegeben, es gibt auch Kritik an unsere Adresse. Ich möchte jedoch folgendes Detail herausheben: Im Gesetz gibt es einen Punkt, daß jeder Mensch, der sich an staatliche Organe wendet, Antwort in seiner Muttersprache erhalten muß. Der Russe – in russischer Sprache, der Este – in estnischer Sprache. Daher verlangen wir auch, daß die Leute, die in der Dienstleistungssphäre arbeiten, in staatlichen Einrichtungen, im Gesundheitswesen, sowohl die Nationalsprache als auch die russische Sprache beherrschen. Wer sollte davon einen Nachteil haben?

Eine andere Frage: Wie werden die Beziehungen zwischen den Regionen sein, wenn dort auf vollständige wirtschaftliche Rechnungsführung übergegangen wird? Ich meine, daß das Handelsbeziehungen sein müssen. Wir verkaufen und kaufen. Und nicht so, wie das früher unsere Ministerien ausgedrückt haben: „Wir geben", und die andere Seite „hat es bekommen". Die zentralen Organe waren nichts anderes als Verteilungsbehörden, aber keine planenden und organisierenden Einrichtungen. Ich halte dafür: Jede Region muß alle ihre Fragen selbständig an Ort und Stelle lösen, entscheiden. Die Unionsorgane aber haben die gesamte Wirtschaft der Sowjetunion zu koordinieren, auch die soziale, internationale und Verteidigungspolitik…

Die nationalen Konflikte braucht der Arbeiter nicht. Doch sie saugen manchmal auch den Menschen auf, wenn er durch soziale Ungerechtigkeit gekränkt ist. Man muß den Menschen normal arbeiten und verdienen lassen. Leider gehen heute viele einfach auf Arbeit und erhalten allein dafür ihr Geld. Meines Erachtens ist etwa ein Drittel Menschen geblieben, auf die sich die Wirtschaft stützen kann. Leider ist das die alte Garde, die ihre letzten Arbeitsjahre zu Ende lebt und faktisch die ganze Produktion bringt; die Gleichmacherei aber bestiehlt diese Menschen. Und die Jungen sehen das, und sie wollen, daß es ihnen nicht so geht. Das ist die Wurzel vieler Nöte. Wirtschaftliche Rechnungsführung und Selbstverwaltung, das sind Nummer Eins und Nummer Zwei, die uns helfen werden.

Ch. Ch. Gutow, Kabardiner, Kolchosbrigadier: Unser Dorf ist in der Hauptsache kabardinisch, es leben hier jedoch auch Balkaren und Russen… Wenn irgendein Aggregat stehenbleibt und man den Leuten zuhört, dann merkt man gleich, wie vielsprachig wir sind, der Arbeit ist das nicht hinderlich. Eben hat der Arbeiter aus Estland über die wirtschaftliche Rechnungsführung gesprochen. Richtig! Seit dem vorigen Jahr ist unser Kolchos dazu übergegangen. Vorher hatten wir 14 Prozent, jetzt haben wir 35 Prozent Rentabilität erreicht. Das tut wohl.

Natürlich will ich nicht alles auf den Rubel bringen. Es geht um etwas anderes, die freie schöpferische Arbeit, die Anwendung des eigenen Talents. Mich beunruhigt, daß bestimmte Tendenzen bei den neugegründeten Kooperativen zu Spannungen führen. Die Leute werden wild, nein, nicht weil die Kooperative so irrsinniges Geld macht, sondern weil sie nicht produziert und verkauft – sondern lediglich weiterverkauft. Diese kauft zum Beispiel Fleisch zu einem Festpreis auf, brät es und verkauft es unmäßig teuer an den Verbraucher. Dabei nehmen sie dieses Fleisch doch den Städtern weg! Unter solchen Umständen kann jeder Funke, unter anderem auch ein nationaler, zum Brand führen…

L. I. Dawydowa, Belorussin, Näherin: Ich bin extra in das Kaufhaus „Moskwa" in der Hauptstadt gegangen, um zu sehen, wie sich unsere Produkte und die aus Moskau im Vergleich ausnehmen. In unserem Werk in Minsk wird viel besser und qualitätsgerechter produziert. Wir sind heute auf dem Weltmarkt. Dazu hat uns das Leben gebracht. Die Ausrüstung ist vorsintflutlich, um aber Importausrüstung kaufen zu können, braucht man Valuta. Gute Onkels gibt es heute nicht mehr. Daher müssen die Modelle immer wieder erneuert werden, dürfen nur jene das Werk verlassen, die tatsächlich im Ausland gekauft werden. Das verlangt keine geringen Aufwendungen: So organisieren wir Seminare, laden dazu Vertreter verschiedener Länder ein, die unsere Produktion interessiert und sie gern in ihrem Land verkaufen würden.

In unserem Kollektiv arbeiten Angehörige verschiedener Nationalitäten – Belorussen, Russen, Polen. Bestimmte nationale Konflikte, erst recht solche, die uns in der Arbeit hindern würden, gibt es nicht. Ich bin Belorussin, die Hauptsache ist für mich, daß der Mensch neben mir gut arbeitet, die Kinder liebt, dem Vaterland, der Frau oder dem Mann treu ist. Das ist es, was in erster Linie bei uns geschätzt wird.

N. T. Stifkin, Russe, Schlosser: Auch bei uns ist jeder geachtet, ganz gleich welcher Nationalität, wenn er nur gut arbeitet. Woher kommt nur unser Zwist? Zweifellos resultiert er aus unserer himmelschreienden Unwirtschaftlichkeit. Ich werde über Moskau sprechen. Was geht gegenwärtig in den Moskauer Betrieben vor sich? Unter welchen Bedingungen produziert der Arbeiter? Mitunter bei Bedingungen wie unter denen unserer Großväter: Schmutz, Staub, Gase. Welcher Stimmung ist so ein Mensch? Er sucht nach Schuldigen. Und in seinem Bewußtsein kann schuldig werden ganz gleich wer. Um so mehr, da überall Spekulanten sind. Die haben alles, während in den Geschäften nichts davon zu finden ist. Und wenn etwas im Angebot ist, so versteht man nicht, es zu verkaufen, wie es sich gehört. Ich komme von der Arbeit, da gibt es gerade Milch. Eine Schlange von hundert Mann. Können sie nicht mehr Verkäufer hinstellen?! Da gibt es frisches Gemüse. Wieder ein Gedränge. Und einer hinterm Ladentisch. Was für eine Stimmung das macht, können Sie sich vorstellen… Voreingenommenheit gegenüber fremder Hautfarbe, einem anderen Schnitt der Augen ist dem russischen Menschen eigentlich fremd. Er war immer ein großer Internationalist. Er hat genetisch keine Zellen des Nationalismus und Rassismus in sich. Doch die Gereiztheit des Volkes, der Arbeiter kann man nicht von der Rechnung absetzen. Wie sollst du leben, wenn du in Situationen kommst, in der deine Arbeit nicht in vollem Maße geschätzt wird, wo wegen unfähiger Leiter der Staat betrogen wird? Der Staat, das sind doch wir. Wir

Welche Gründe führten zu den gespannten Beziehungen zwischen Nationalitäten in der Sowjetunion? Wie bewerten Angehörige der Arbeiter- und Bauernschaft verschiedener Völker der UdSSR die daraus entstandenen dramatischen Ereignisse? Die Zeitung „Prawda" lud zu einem Rundtischgespräch über diese Fragen ein.

kaufen Ausrüstung im Ausland. Englische Maschinen. Die die Verhandlungen geführt haben, haben sie vielleicht daran gedacht, daß die Maschinen Zollgewinde haben? Haben die sich etwas darunter vorgestellt? Diese Maschinen gehen bei uns einfach nicht. Zwanzig Jahre haben wir an einem Krankenhaus gebaut, die Zeitungen haben darüber geschrieben... Ich habe gekämpft, Städte eingenommen, diese Städte waren vom Krieg zerstört, dieses Krankenhaus aber ist durch Liederlichkeit und Nachlässigkeit zerstört worden. Ich denke, so sieht es nicht nur bei uns aus, sondern auch in anderen Regionen. Daher kommt der Zorn der Menschen, die Suche nach Schuldigen.

I. S. Kotorobai, Moldauer, Metallarbeiter: Unsere Maschinenbauer stellen nicht das her, was wir brauchen. Sie produzieren sehr schwerfällige und sehr teure Ausrüstungen. Weil sie so ungefüge und groß sind, müssen die Stellflächen für sie vergrößert werden. Was sollen aber Betriebe machen, die einst am Stadtrand lagen, jetzt aber durch die Entwicklung der Städte in umbautem Gelände stehen? Dann fängt ein neuer Bau an, irgendwo in der Einöde, dann wirbt man für dort an allen Enden und Ecken Arbeiter an... Dann entstehen die Probleme der Migration, der Demographie... Und munter weiter auf diesem Weg! Ich will sagen, daß alles miteinander im Zusammenhang steht. In Moldawien, in Kischinjow, ist die Lage recht kompliziert. Einige Organisationen haben sich gebildet. Wer sind sie, diese Mitglieder „nichtformeller Vereinigungen"? Die Arbeiter meinen und ich mit ihnen, daß das normale sowjetische Menschen sind, die meisten von ihnen ehrliche und gewissenhafte Leute. Bloß ist ihnen nicht die Aufmerksamkeit zuteil geworden, die sie gebraucht hätten. Freilich gibt es dort auch extremistische Kräfte, denen unsere schwierige Lage sehr zustatten kommt. Sie selbst schaffen mitunter geradezu solche Situationen. Sie stellen äußerst scharf die Behauptung auf, daß an allem Ungemach jene schuld seien, die zugezogen sind. Ihretwegen sei alles schlechter geworden. Obwohl, das müssen wir zugeben, etwas Wahres daran ist, wenn man ehrlich über das Wohnungsproblem spricht. Es ist in der Moldauischen Republik sehr groß. Und bei uns im Werk ist es ganz und gar schlecht mit Wohnraum. Wir haben über 5000 Mann Beschäftigte, etwa 1900 warten auf Wohnung! Ich persönlich warte schon 22 Jahre, lebe im Wohnheim. Ist das etwa normal? Man erklärt uns, daß Moldawien eine Agrarrepublik sei, keine Kader gehabt hätte und man deshalb aus allen Regionen des Landes Spezialisten heranholen mußte. Alles richtig. Doch dann hatten wir unsere eigenen Spezialisten. Aber wieder kamen von irgendwoher andere, mit Recht oder zu Unrecht, auf Empfehlungsschreiben erhielten sie bevorzugt Wohnraum. Und sie holten ihrerseits wieder irgendwelche neuen Spezialisten her. Und so geht das schon viele Jahre lang.

Gesprächsleiter: Das gibt es doch aber überall, hier auch, in Moskau, finden wir dasselbe... Eingeborene Moskauer leben in Kommunalwohnungen und die Zugezogenen in Einzelwohnungen.

G. N. Kurtanidse, Georgier, Gießer: In unseren Arbeitskollektiven ist keine sprachliche oder andersgeartete Spannung zu beobachten. Die Leidenschaft der Jugend, der Studentenschaft, eines Teils der Intelligenz und der wissenschaftlichen Mitarbeiter ist offensichtlich ein ernsthafterer Faktor. Doch wie hoch die Leidenschaften auch gehen mögen, was am 9. April geschah, hätte uns allen doch erspart bleiben können. Diese Wunde wird lange nicht verheilen. Die Menschen werden dieses tragischen Tages gedenken. Wir Arbeiter haben uns wiederholt getroffen und versucht, die Konfrontation zu verhindern. Doch auf Anhieb gelingt so etwas nicht. Aber als die Stadt, die Arbeiterklasse die Verantwortung für die Einhaltung der Ordnung auf sich genommen hatte und die Sperrstunde aufgehoben worden war, wurde sogleich klar, daß der Tbilissier Arbeiter eine große organisierende Kraft ist. Nur muß man sich mit Vertrauen und mit Achtung dieser Kraft gegenüber verhalten.

W. N. Leibel, Deutscher, Schlosser: Heute wird die Wiederherstellung der deutschen Autonomie erörtert. Die Sowjetdeutschen leben in den verschiedensten Gegenden der Sowjetunion, die meisten unseres Volkes in Kasachstan. Leider gehen unsere Sprache, unsere Bräuche, unsere Eigenständigkeit verloren. Sie gehen verloren, weil der Entwicklung unserer Tradition, Sprache, Kultur und Kunst zuwenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Wer von Ihnen hat im Rundfunk deutsche Lieder gehört? In Kasachstan – ja, vielleicht. Und damit ist schon Schluß. Wird die Gerechtigkeit für die Sowjetdeutschen wiederhergestellt? Ich persönlich kann nicht sagen, daß bei den Russen mir gegenüber nationale Feindseligkeit bestünde. Einverstanden bin ich mit N. T. Stifkin, daß es bei den Russen den Virus des Chauvinismus nicht gibt. Doch hier und da, im Unterbewußtsein manches Menschen, der die Geschichte schlecht kennt, ist meines Erachtens doch eine Voreingenommenheit geblieben.

F. Sch. Tasartukowa: Ich denke, daß eher auch Sie eine (freilich völlig erklärliche) Voreingenommenheit haben. Wir alle sind Stereotypen unterworfen... Ein Genosse aus Kasachstan sagte mir: Wissen Sie, wir haben ein Problem: Die Deutschen reisen ab, die besten Arbeiter verlassen uns. Wir haben von ihnen viel gelernt. Und daß sie uns verlassen, ist äußerst traurig.

W. N. Leibel: Also muß man diese Abwanderung offensichtlich stoppen, die Fragen wirklich lösen und nicht auf die lange Bank schieben, wie sie bis jetzt immer wieder hinausgeschoben wurden. Viele geben als Grund für die Auswanderung die Zusammenführung der Familie an. Ich meine, daß wir uns auch in der UdSSR zusammenfinden könnten. Davon bin ich überzeugt! Wenn ein kultureller Herd, ein kulturelles Zentrum geschaffen würde, dann würden die Leute nicht weggehen. Die materielle Seite ist nicht die Hauptsache. Es gibt auch noch eine moralische – die Heimat. Das heißt, eine Zusammenführung ist unmittelbar auch bei uns möglich, im Land des Sozialismus, und wir würden nicht die guten Fachleute verlieren, die uns jedes Jahr verlassen.

Gesprächsleiter: Das ist meines Erachtens ein sehr interessanter Gedanke.

S. K. Shumagelijew, Kasache, Sowchosbrigadier: Sehr richtig! Wir dürfen die Lösung der Probleme nicht mehr hinauszögern. Sonst reden und reden wir nur, und der Wagen kommt nicht vom Fleck. In unseren Landschulen werden alle Fächer, nicht nur die Sprache, schlecht gelernt, weil hierher Lehrer kommen, die, wenn man sich so ausdrücken darf, zweite Garnitur sind... Die guten gehen in die Städte, weil es dort bessere Bedingungen gibt. Wohnung, Heizung, Geschäfte... Der Landlehrer muß einen Hof und eine Kuh haben, weil er in der ländlichen Gegend keine Milch zu kaufen bekommt, Fleisch auch nicht. Um diese Kuh muß er sich kümmern. Zeit aber hat er wenig. An seiner Weiterbildung kann er nicht arbeiten. Ganz egal, ob es Kasachen oder Russen sind, aus solch einer Schule kommend, ein Aufnahmeexamen für das Institut zu machen, heißt noch lange nicht, es zu bestehen. Mit welcher Stimmung werden sie dann unsere herrlichen Losungen lesen, die da verkünden, daß alle gleichberechtigt sind? Werden sie nicht in irgendeine Strömung mit nationalistischem Einschlag geraten? Somit ist es nicht nur eine Sache der Ökonomie und Ökologie, wenn wir von den nationalen Beziehungen sprechen, es ist auch noch eine Frage der Bildung, der Perspektiven, welche die Jugend hat...

I. D. Rutschentschin, Ukrainer, Maschinist: Viele Fragen treten heute überhaupt nur auf, weil bei uns die Wirtschaft nicht auf dem Niveau funktioniert, das die Leute erwarten. Ich schließe mich der Meinung der Genossen an, die für die wirtschaftliche Rechnungsführung plädieren. Am Beispiel unseres Betriebes führe ich an: Im vorigen Jahr, als wir 2,5 Millionen Planvorgabe Gewinn hatten, erreichten wir beim Übergang zur wirtschaftlichen Rechnungsführung der ersten Stufe und dann der zweiten Stufe am Ende des Jahres 10,3 Millionen Rubel Gewinn! Die wirtschaftliche Rechnungsführung ist eine gute Arbeitsform. Und da ist einem nicht nach Konflikten unter den Arbeitern. Kein solches Kollektiv wird einen Liederjan, Trinker oder Bummler in seinen Reihen dulden. Wir haben heute bei uns 15 000 Arbeitsplätze, versuch aber mal, einen Arbeitsplatz bei uns zu bekommen... Bei uns steht das Kaderproblem nicht mehr so wie früher. Wir suchen nicht Arbeitskräfte um jeden Preis, wir haben unser eigenes Technikum, eine eigene Schule, bilden gute Kader aus. Da ist kein Platz für Demagogie und nationalistische Losungen. Da muß man sich um seine Arbeit kümmern.

Gesprächsleiter: Ich denke, daß wir in einem zusammengehen, nämlich, daß das Schicksal unserer Völker bei all unseren Problemen ein gemeinsames ist. Wenn wir wollen, daß wir und unsere Kinder eine Zukunft haben, müssen wir alles tun, daß unsere Union gefestigt wird. Daß sich die Republiken festigen und ihre Bindungen untereinander. Wenn wir nur eins oder das andere betonen, dann werden wir nichts erreichen.

Wir wollen aber nicht vereinfachen. Die nationalen Fragen, die Probleme der Kultur und Sprache werden nicht automatisch allein durch die Lösung der sozialen Fragen hinweggefegt. Immerhin hat die Nationalkultur ihre selbständige, eigenständige Bedeutung. Der satte und gekleidete Mensch denkt mitunter mehr über geistige Fragen nach als der hungrige. Wir brauchen die KONSOLIDIERUNG. Das ist die Frage des Tages. Und ich denke, unser Gespräch am Vorabend des Plenums des ZK der KPdSU war dafür eine Unterstützung.

Aus „Prawda", gekürzt

Musikantin in der Roten Kapelle

Elisabeth Schumacher im Alter von etwa 20 Jahren

Anfang und Ende. Bezeugt durch zwei Dokumente. Das erste stammt aus der Druckerei von L. B. Müller, Hoflieferant. „Die glückliche Geburt eines Töchterchens, Elisabeth Clara Paula, zeigen hocherfreut an Fritz u. Rose Hohenemser. Darmstadt, den 28. April 1904. Schloßgartenstraße 69[I]."

Die andere Urkunde wurde nicht extra angefertigt. Sie wurde ausgefertigt, indem man die freigelassenen Stellen des Vordrucks füllte. „Berlin-Charlottenburg, den 23. Dezember 1942. Die Elisabeth Schumacher, geborene Hohenemser, evangelisch, wohnhaft in Berlin-Tempelhof, Hansakorso 2, ist am 22. Dezember 1942 um 20 Uhr 33 Minuten in Berlin-Charlottenburg, Königsdamm 7, verstorben. Die Verstorbene war geboren am 28. April 1904 in Darmstadt. Vater Fritz Hohenemser, Mutter Rosa, geborene Eckfeld. Beide wohnhaft in Friedrichsroda, Alexandrinenstraße 9. Die Verstorbene war Witwe von Kurt Schumacher. Eingetragen auf mündliche Anzeige des Hilfsaufsehers Werner Schwarz, wohnhaft in Berlin-Weißensee, Langhansstraße 143. Der Anzeigende ist bekannt und erklärte, er sei von dem Todesfalle aus eigener Wissenschaft unterrichtet. Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben: Werner Schwarz... Todesursache: Enthauptung."

Bürokratie versachlicht, die faschistische verschleierte und verbog die Wahrheit. Das vorliegende Papier informiert über einen brutalen, abscheulichen Mord. Die harmlos klingende Adresse war die der Hinrichtungsstätte Plötzensee, der größten nächst Brandenburg im norddeutschen Raume: Dort starben – unter dem Fallbeil oder am Strang – fast dreitausend Menschen aus neunzehn Nationen. Das zum einen. Zum anderen: Die Bezeichnung „Witwe von Kurt Schumacher" war eine Verhöhnung des Opfers sondersgleichen – dieser „Zustand" währte nur wenige Minuten, denn der Ehemann wurde an selber Stätte vor seiner Frau gemeuchelt. An jenem grauen Dezembertage wurden vom Leben zum Tode gebracht: der Luftwaffen-Oberleutnant Harro Schulze-Boysen und seine Frau Libertas, der Oberregierungsrat im Reichswirtschaftsministerium Dr. Arvid Harnack, der Legationsrat Rudolf von Scheliha und Ilse Stöbe, Sekretärin im Auswärtigen Amt, Hans Coppi, der Student Horst Heilmann, Kurt Schulze, John Graudenz sowie eben Kurt und Elisabeth Schumacher.

Anfang und Ende Elisabeth Schumachers. Dazwischen 38 Lebensjahre und einige Monate. Was wissen wir über sie? Wie meist konzentrieren sich auch hier unsere Kenntnisse auf die Zeit vor dem grausamen Schluß. Kampfgefährten teilten sie uns mit, es finden sich Akten in den Archiven. Diese Darstellungen sind bruchstückhaft, weil sie vom Diktat der Konspiration geprägt wurden. Wer Widerstand gegen die Nazis leistete oder gar als Kundschafter für die Sowjetunion arbeitete, um Krieg und faschistische Diktatur verkürzen zu helfen, der teilte auch den Vertrauten nur so viel mit wie unbedingt nötig und nahm das übrige mit ins Grab. Ich sprach unlängst in Frankfurt am Main mit der Schwester Elisabeth Schumachers, der letzten Überlebenden aus der einst vielköpfigen Familie der Hohenemsers. Obgleich beide die innigsten Freundinnen waren und voreinander keine Geheimnisse hatten, wie es schien, existierte doch eines. Erst Jahrzehnte nach dem Tode der Schwester – unter anderem auch dadurch, als die Sowjetunion posthum ihre Bündnispartner aus der Roten Kapelle öffentlich ehrte – erfuhren Gertrud Molzahn und ihr Ehemann, Professor Alexander Molzahn, was seinerzeit die Schumachers ungefähr taten.

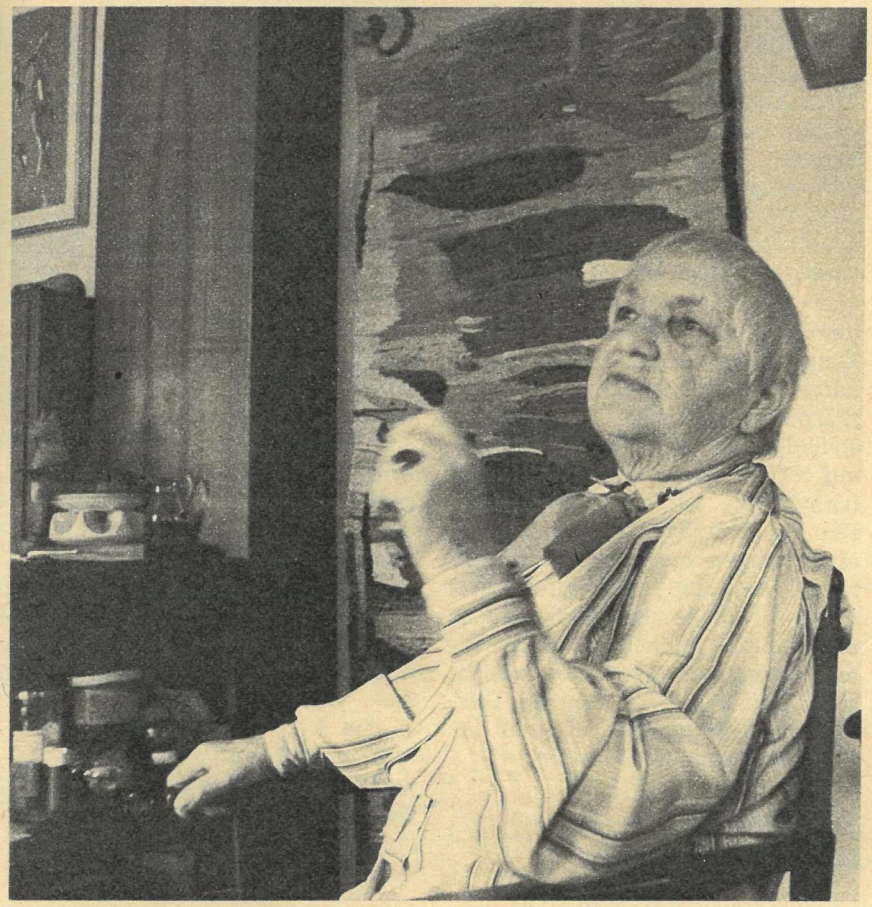
Aus Elfriede Pauls Buch „Ein Sprechzimmer der Roten Kapelle" – im Militärverlag der DDR erschienen – lasen sie einige Einzelheiten heraus. „Elisabeth, die seit 1930 bereits mit Harro bekannt war und 1934 Kurt Schumacher heiratete, war Grafikerin und Fotografin. Sie leistete vorzügliche Arbeit. Nächtelang fotokopierte sie Bilder aus dem Spanienkrieg, verkleinerte Texte, auch Gedichte von Walter (Küchenmeister – der Autor), manchmal bis zur Größe einer Briefmarke. Es waren Karten aus militärischen Fachzeitschriften zu kopieren, um die Bewegung der Fronten zu zeigen, und sie vervielfältigte streng vertrauliche Materialien über Anzahl von Waffen, Panzern und Flugzeugen sowohl der Volksfront als auch des Gegners, der spanischen, italienischen und deutschen Faschisten. Wer Elisabeth tagsüber erlebte, in ihrem Dienst im Arbeitsschutzmuseum oder zu Hause, vermutete in der heiteren, stets strahlenden Frau keineswegs die disziplinierte, mutige Kämpferin. Aber sie wagte den größten Einsatz, weil sie genau wie wir alle aufs tiefste von dem beunruhigt war, was sie durch Harro erfuhr." Bis zu ihrer Verhaftung im September 1942 „musizierte" sie in der Roten Kapelle, wie die Nazis diese weitverzweigte Widerstandsorganisation aus Parteilosen, Sozialdemokraten, Christen, Kommunisten, aus Arbeitern, Studenten, Künstlern, Beamten, Angestellten und Offizieren nannten. Der von ihnen denunziatorisch gebrauchte Begriff sollte zu einem Ehrennamen werden in der deutschen Geschichte.

Mit ihrem Mann, dem Kundschafter der Roten Kapelle Kurt Schumacher

Anfang und Ende. Was passierte vor 1930 mit Elisabeth? Was prägte sie, wo kam sie her, daß sie schließlich zu einer solchen Heldin wuchs? Wobei: Sie und alle ihre gemordeten Freunde verstanden sich nie als Helden. Sie lebten, lachten, litten wie alle anderen auch. Was sie von der Mehrheit der Deutschen einzig unterschied – sie durchschauten das verbrecherische Wesen der faschistischen Diktatur und ließen der Einsicht die entschlossene Tat folgen. Und dies mit der erklärten Absicht, den Zustand zu beenden – nicht etwa ihr Leben.

Nach und nach dringen wir zu den Wurzeln auch von Elisabeth Schumacher, geborene Hohenemser, vor. Drei Brüder, eine Schwester; sie war die Zweitälteste. Der Vater,

Ingenieur und zu Beginn des ersten Weltkriegs Leiter des AEG-Büros in Straßburg im Elsaß, fiel schon im Oktober 1914 als Reserve-Hauptmann auf einem lothringischen Schlachtfeld. Das politische Klima daheim blieb bürgerlich trotz allem, die Moral humanistisch-christlich. Ausnahmen vielleicht in der Familienchronik, die uns aufmerken lassen: Elisabeths Großvater Wilhelm Hohenemser, der 1848 Adjutant des badischen Revolutionsgenerals Siegl war. Durch Flucht entzog er sich der Vollstreckung seines Todesurteils und kämpfte dann bei Garibaldi. Oder: eine Schwester des Vaters, die 1918, in der anderen Revolution, zum Entsetzen der Verwandtschaft mit einer roten Fahne durch Meiningen zog. Diese Tante stürzte sich aus Kummer vom Balkon in den Tod, als das Schicksal der von ihr außerordentlich verehrten Rosa Luxemburg bekannt wurde.



Gertrud Molzahn meint, ihrer Schwester wäre von Jugend an ein bemerkenswerter Gerechtigkeitssinn eigen gewesen, soziale Ungerechtigkeit – deren Ursachen ja immer politischer Natur sind – hätte sie stark berührt und zum Handeln motiviert. Die Mutter bezog eine schmale Kriegerwitwenrente. Ein mildtätiger Freund des Vaters finanzierte 1920/21 Klavier- und Gesangsstunden und die Frankfurter Verwandtschaft später das Grafikstudium in Offenbach. Mit 18 gewann die talentierte Elisabeth ihren ersten Wettbewerb mit Schrift- und Textilentwürfen.

Die Inflation jedoch verschloß auch die letzte Geldquelle. Sie mußte das Studium abbrechen, kam bei einer Frankfurter Bank unter, wurde arbeitslos, erhielt nach einer Weile eine Anstellung in einem kunstgewerblichen Atelier. 1928 erst konnte sie ihr Studium fortsetzen, in Berlin. Dort lernte sie Kurt Schumacher kennen, der gemeinsam mit Fritz Cremer Bildhauerei studierte. Schumacher war bereits Marxist. Erfahrungen, Empfindungen, Erlebnisse erhielten ihre politischen Erklärungen.

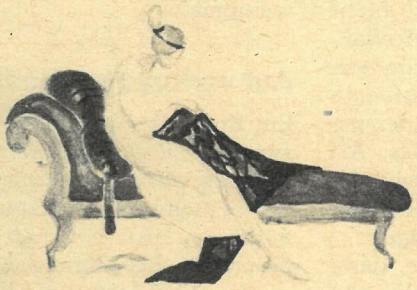
Eine Zeitlang befand sich Elisabeths Atelier in der Prinz-Albrecht-Straße 8. Seit der Verlagerung der Staatlichen Kunstgewerbeschule nach Charlottenburg im Jahre 1924 wurden die Räume im Mansardengeschoß bis zum Februar 1933 an Künstler vermietet. Anfang Mai, so wissen wir, zog in dieses Haus die Geheime Staatspolizei ein; seit Kriegsbeginn war es auch die Adresse des faschistischen Reichssicherheitshauptamtes. Ironie der Geschichte: Elisabeth Schumacher und ihre Mörder führten unter demselben Dache die Feder. Sie zur Erhebung des Menschengeschlechts – und diese für dessen Vernichtung.

Anfang und Ende. Ankunft und Abschied. Der Aufenthalt bleibt Fragment. Wie war sie wirklich, diese Elisabeth Schumacher? Ein „Arier-Forscher“ bezeichnete sie als „nordischen Typ mit melancholischem Einschlag“, ihre Schwester weiß zu berichten, daß Lisel, die um fünf Jahre ältere, größer war als sie selbst, blondlockig und blauäugig, und daß sie sich gleichfalls Hungerkuren unterwarf, weil sie glaubte, zu füllig zu sein. (Macht nicht auch so eine Mitteilung diese Frau sympathisch irdisch?) In Naziakten heißt es, das Ehepaar Schumacher hätte alles getan, um das Reich zu Fall zu bringen. Als fanatische Feinde des Nationalsozialismus hätten sie der Sowjetunion, den Feinden Deutschlands, Hilfe geleistet. Sie hätten einem Boten der Russen Unterkunft gewährt, seine Uniform verborgen und Verbindung zu Schulze-Boysen hergestellt.

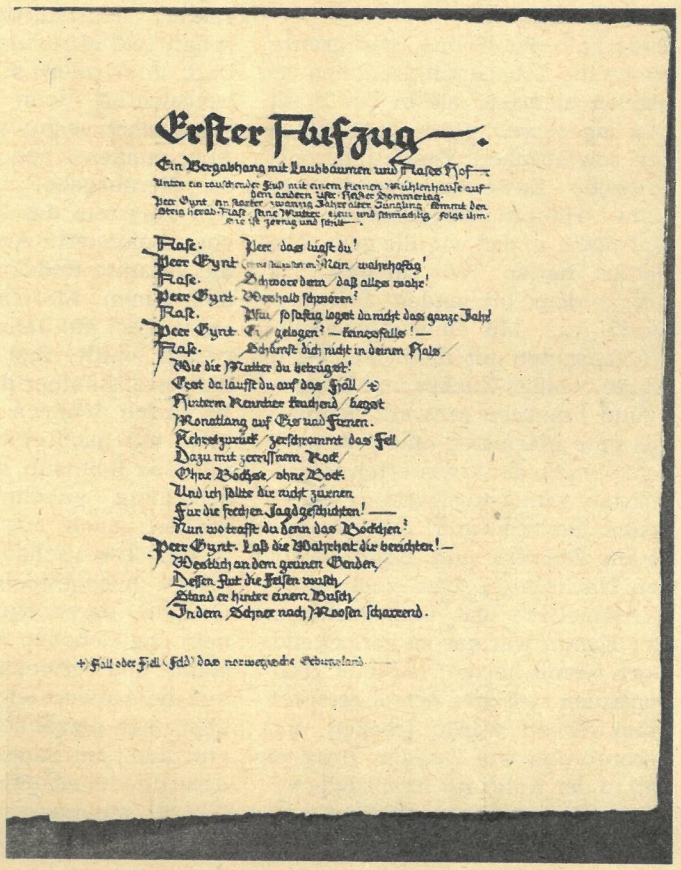
Aus einzelnen Nachrichten und den Fotos, die nach und nach ausfindig gemacht wurden, entsteht ein Bild, vollständiger als der Lebenslauf und plastischer als eine Akte. Es wächst das Porträt eines Menschen, der wie Millionen andere lebte und liebte. Und der es dennoch verdient, besonders genannt zu werden, weil er mehr war als Millionen andere: ein aktiver Antifaschist und ein Kundschafter für die Sowjetunion, kurz: ein deutscher Patriot.

Frank Schumann

Gertrud Molzahn, die Schwester Elisabeth Schumachers (oben), besuchte unser Autor in Frankfurt am Main. Proben der Künstlerin: Figuren mit Arbeitsschutzbekleidung (rechts), eine Illustration (unten) und eine typografische Arbeit (unten rechts).



Elisabeth Hohenemser



Erster Aufzug.

Ein Bergabhang mit Laubbäumen und Klases Hof — Unten ein rauschender Fluß mit einem kleinen Mühlenhause auf dem anderen Ufer. Heller Sommertag. Peer Gynt, ein Bauer zwanzig Jahre alter Jüngling, kommt den Berg herab. Klas, sein Vater, steht und schmaucht, folgt ihm. Er ist zornig und scheu.

Klas. Peer, das lügst du!
Peer Gynt. [illegible] Mann, wahrhaftig!
Klas. Schwöre dem, daß alles wahr!
Peer Gynt. Weshalb schwören?
Klas. Pfui, sosiebzig Jahr du nicht das ganze Jahr!
Peer Gynt. Er gelogen? — Keinesfalles! —
Klas. Schämst dich nicht in deinen Hals,
Wie die Mutter du betrügst!
Fest da kaufst du auf das Fell
Hinterm Kaminfeuer krachend liegst
Monatlang auf Eis und Fliesen.
Kehrst zurück, zerschrammt das Fell,
Dazu mit zerrissnem Rock,
Ohne Böcklein, ohne Bock.
Und ich sollte dir nicht zürnen
Für die frechen Jagdgeschichten! —
Nun wo triffst du denn das Böcklein?
Peer Gynt. Laß die Wahrheit dir berichten! —
Westlich an dem grünen Banden,
Dessen Fuß die Fluten wuschen,
Stand ich hinter einem Busch,
Indem Schnee nach Rossen scharrend.

+ Fall oder Fell (Fell) das norwegische Heimatland.

Fotos: Arbeitsstelle Geschichte der Widerstandsorganisation Schulze-Boysen/Harnack bei der AdW der DDR

Als Jugendlicher warb Karl-Eduard von Schnitzler mit einem umgehängten Pappschild Stimmen für den kommunistischen Abgeordneten Ernst Thälmann bei den Wahlen 1932, sehr zum Ärger der großbürgerlichen Familie, aus der er stammte. Bei Kriegsbeginn wurde er eingezogen, schwer verwundet, geriet in englische Gefangenschaft, arbeitete im Lager Ascot am deutschsprachigen Sender und nach dem Krieg beim Nordwestdeutschen Rundfunk Hamburg und Köln, bevor er 1947 in die sowjetische Besatzungszone übersiedelte. FW druckt Auszüge seiner Erinnerungen.

Da saßen sie also beim Prozeß in Nürnberg: Göring, arrogant und leutselig, als ob nichts geschehen wäre; Hess, starr, voller Verachtung für die anderen Angeklagten, die ja „alle meinen Führer verraten" hatten; Kaltenbrunner mit unbeteiligter Miene; Streicher klatschte sich amüsiert auf die Schenkel; Rundfunkkommentator Fritsche ohne Verständnis dafür, was ein Journalist auf der Anklagebank zu suchen habe; Bankpräsident Schacht, von allen Spießgesellen distanziert: Was hat ein seriöser Bankier mit Verbrechern zu tun? Der einzig Konsequente blieb abwesend; Ley, brauner Chef der „Arbeitsfront", war eines standesgemäßen Todes gestorben; er hatte sich in seiner Toilette aufgehängt. Meine Entsendung nach Nürnberg zur Eröffnung und zur Urteilsverkündung war von den Engländern als Auszeichnung und Beweis des Vertrauens gedacht. Zahn & Co. stimmten in diesem Falle ebenfalls dafür. Wahrscheinlich hätten sie nicht so gern ihren früheren Idolen gegenübergestanden und sich jetzt nur gezwungenermaßen mit Kommentaren aus Nürnberg von ihnen distanziert. Unvergeßlich die Prozeßeröffnung: Englands Lordrichter Laurence zerknautschte den Namen „Ouwilhelm Härmann Gooring", als ob er ihn noch nie gehört hätte. Görings Arroganz war wie weggeblasen. Die Angeklagten waren einander verfeindet, einer hielt den anderen für verräterisch oder unfähig, oder er verabscheute den Nebenmann wegen dessen Untaten. In einem waren sie sich einig: Sie waren allesamt unschuldig...
Unter den wenigen deutschen Journalisten, die zugelassen waren, konnte, mußte man differenzieren. Der große Gewinn für mich war Michael Storm (Markus Wolf – d. Red.) und Arthur Mannbar aus Berlin, Herbert Gessner aus München, John Steinbeck, Erika Mann und Marlene Dietrich aus den Vereinigten Staaten. Marlene war uns gegenüber unvoreingenommen, unversöhnlich gegenüber den Angeklagten. Herbert Gessner war ein Journalist besonderen Grades. Trotz seiner Jugend wußte er viel, schrieb einen ausgezeichneten Stil und sprach – mit leicht bayrischem Akzent – mit sympathischer Stimme ein hervorragendes Deutsch.
Es stimmt mich traurig, daß er seit seinem frühen Tod in Vergessenheit geraten ist. Eine Medaille oder ein Journalistenpreis wären seines Namens würdig. Er strahlte auch aus dem Lautsprecher Persönlichkeit aus. Sie ist für den Kommentator unverzichtbar. Er hat nicht nur Richtiges zu sagen, sondern er muß es auch überzeugend an den Mann bringen. Er muß „persönliche Handschrift" haben. Zu oft aber geht ein großer Hobel darüber, bis nur bekannte Formulierungen übrigbleiben, zum Klischee erstarren und Farblosigkeit erzeugt wird.
Noch beachtenswerter beim Fernsehen. Da sei ja „beim Kommentieren nichts auf dem Bildschirm zu sehen", wurde ernsthaft eingewandt. So wurde die wichtige Waffe „Fernsehkommentar" ersetzt durch „Statements", wurden Auslandskorrespondenzen reduziert auf das Verlesen von Pressestimmen. Hier geben wir – meine ich – eine ideologische Waffe aus der Hand.
Noch von Nürnberg aus und dann – nach der Rückkehr aus Berlin, München und Köln – protestierten wir gegen die Freisprüche von Schacht, Papen und Fritzsche und gegen zu milde Urteile – wie gegen Hess, zu dessen Haft in Spandau ich sagen muß: Auch ein seniler, hinfälliger Verbrecher gegen die Menschlichkeit wird nicht menschlicher. Es geht nicht an, seine Opfer und deren Nachfahren durch „Gnade" zu beleidigen und Neonazis einen Märtyrer, ein Vorbild und damit Auftrieb zu geben.

Die Wende

Von Nürnberg nach Köln zurückgekehrt, gab es britische Anerkennung und ein paar freie Tage. Für die Rundfunkmitarbeiter war von den Engländern in Rodenkirchen, außerhalb der Kölner Stadtgrenze, eine riesige Villa am Rhein beschlagnahmt worden. Die früheren Besitzer waren die Schokoladen-Stollwerks. Das Haus am Rheinufer war etagenweise getrennt worden: Oben wohnte der Verwaltungschef, in der Mitte der Sendeleiter, wir in der Bel Etage: Saal mit Kamin als Arbeits- und Wohnzimmer, zwei kleine Salons als Schlaf- und Kinderzimmer, der Wintergarten als Bad. Ein abgelegener Raum in unserer Etage bot dem guten Musiker und bekannten Pianisten Hans Bund mit seiner Frau Unterkunft.
Außerhalb der Kölner Stadtgrenze waren die Lebensmittelrationen erheblich niedriger als in der Stadt und lagen weit unter den Sätzen der sowjetischen Besatzungszone. Britische Zuwendungen gab es nicht. Hauptnahrungsmittel war Maismehl, so daß wir alle gelbe Gesichter hatten. Wir hielten uns streng dem blühenden Schwarzmarkt fern. Mit einer Ausnahme: Wir tauschten mit allem, was dafür taugte, weißen Zucker und Roggen – und brannten schwarz Schnaps (als gute Marxisten natürlich nach dem Prinzip der erweiterten Reproduktion: genug zur Deckung des eigenen Bedarfs und zum Erwerb neuen Zuckers und Roggens für den Nachschub). Und noch etwas „Kriminelles" ist einzugestehen. Der Kamin war gar zu verlockend. Doch womit heizen? Eichene Treppenstufen zwischen den abgeteilten Stockwerken waren trocken und verbrannten wie Zunder. Aber es gab in der Nähe auf Reichsbahngelände ganze Stöße karbolineumgetränkter Eisenbahnschwellen. Maßgerecht zersägt, gaben sie ideale, lange brennende Kaminscheite ab. So schufen wir einen gemütlichen Treffpunkt für interessante Menschen.
Schließlich ist noch von einer Sendung besonderer Art zu berichten. Die eisige Kälte des Winters 1946/47 ließ die frierenden Menschen verständlicherweise die britischen Reparationszüge voll Kohle nicht verschonen. An Langsamfahrstellen wurden Seitentüren der Güterwaggons aufgeschlagen, und dann wurde eingesammelt, was herausfiel: in Säcken, Körben, Handtaschen und Handwagen.
Eines Abends ging ich mit dem Mikrofon an eine solche stadtbekannte „Kohle-Verteilungsstelle" und fragte die „Sammler" nicht nach Namen und Adresse, sondern nach Beruf und Familienstand. Und siehe, einer war ein kinderreicher Staatsanwalt. Er begründete hervorragend die Selbsthilfe und konnte mit seinen Kohlen unerkannt entkommen, als britische Militärpolizei auftauchte. Ich sprach schnell noch einige kritische Worte auf mein Tonband (So doch bitte nicht!), ehe ich verhaftet wurde. Für das komplette Tonband – vor allem wegen meiner „Kritik" (die natürlich beim glänzenden Plädoyer des Staatsanwalts völlig unterging) – erhielt ich große Anerkennung meines Kontrolloffiziers. Und er gab das Band zur Sendung frei. Er glaubte ernsthaft an die abschreckende Wirkung.

Journalismus nach kapitalistischer Art

Damals kam aus Hannover die telefonische Anfrage, ob ich prinzipiell bereit sei, an einem zu gründenden Wochenmagazin mitzuarbeiten. Das war zweifellos ein interessantes Angebot. Denn es wurden „Charakter, journalistische Meisterschaft und Mut zum Risiko" gefordert. Außerdem schien Seriösität beabsichtigt, denn die Redaktion stand schon so gut wie druckbereit. Aber zunächst beanspruchte nicht der Herausgeber und Chefredakteur Augstein das Sagen, sondern eine diplomierte Archivarin leitete die gesamte Redaktion bei der gemeinsamen Einrichtung des Archivs. Fast ein Jahr lang, wie mir gesagt wurde. Erst dann erschien die erste Nummer des „Spiegel".
Wenn ich dennoch ablehnte, dann nicht nur nach einer Rücksprache mit Max Reimann, der mir die Entscheidung anheimgestellt hatte, sondern auch aus journalistisch-moralisch-ethischen Gründen. Das klingt hochgestochen. Aber die Gründe, deretwegen ich damals nein sagte, haben sich seither bestätigt und vervielfacht. Ich könnte mir die Antwort leicht machen. Wo über mich persönlich schon damals und dann im zunehmenden Maße derartig viel erfunden, gelogen, gefälscht, phantasiert wurde – von „Prügel durch Volkspolizei" über „Kauf von Toilettenpapier auf dem Kurfürstendamm", „Selbstmordversuch", „politisch in Ungnade gefallen", „zur Zahnbehandlung nach Lübeck" – ach, es sind viele Aktenordner, in denen ich gelegentlich vergnügt blättere; dazu falsche, gefälschte Angaben über Herkunft, Geburtsjahr, Verwandtschaft, Besitz- und Wohnverhältnisse, Adresse. Journalistische Schluderei, jämmerliche Recherchen, Abschreiben des zweiten, fünften, fünfzigsten Fälschers vom ersten, dazu Verleumdungen meiner Frau – das ist Feindseligkeit, bewußt Fälschung mit dem Ziel, einen Andersdenkenden zu diffamieren, einen Keil zu treiben zwischen mich und meine Adressaten. Wobei ich an einschlägigen Witzen Spaß habe und sie gern weiterverbreite. Zum Beispiel: „Da ist doch der Herr von Schni..." – „Aber der heißt doch Schnitzler." – „Da können Sie mal sehen, wie schnell ich den abstelle." Das hübsche Gegenstück ist ein anonymer Brief aus Westberlin: „Jedesmal, wenn ich Deine drekkige Visage sehe, stelle ich sofort ab. Aber was Du gestern abend gesagt hast, war eine besondere Gemeinheit."

Auf verlorenem Posten

Ein Ereignis, das den Widerspruch zwischen Volk und Herrschenden besonders offenbarte und die Fehlentwicklung der Westzone und der künftigen BRD einleitete, verdient besondere Erwähnung. Am 1. Dezember 1946 hatten die Wähler des Landes Hessen mit 72 Prozent der gültigen Stimmen für den Paragraphen 41 der neuen Verfassung gestimmt, der die Überführung der Bergbaubetriebe (Kohle, Erze, Kali), der Betriebe der Eisen- und Stahlerzeugung, der Betriebe der Energieerzeugung und des an Schienen und Oberleitungen gebundenen Verkehrswesens in Gemeineigentum vorsah. Auch die Staatsaufsicht für Großbanken und Versicherungsunternehmen war vorgesehen. Der amerikanische Mi-

Das Plädoyer des Staatsanwalts

Umzug nach Berlin 1947: Der NWDR hatte keine Verwendung mehr für den progressiven Journalisten

litärgouverneur Lucius D. Clay hatte verlangt, daß über den Artikel 41, der die Verstaatlichung der Grundindustrien vorsah, getrennt abgestimmt werden sollte – in der Hoffnung, daß, wenn schon die Verfassung angenommen werden sollte, wenigstens dieser Artikel keine genügende Mehrheit erhalten würde. Als dann beide, der Artikel und die Verfassung, angenommen worden waren, gab Clay keine Zustimmung zu ihrer Inkraftsetzung.

Dann richtete Sendeleiter Hugh Carleton Greene aus Hamburg ein Fernschreiben nach Köln: „Antifaschismus" sei „kommunistische Terminologie" und folglich „ab sofort zu vermeiden". Gleiches gelte für „Reaktion". Das war's dann. Erst wurde Max Burghardt gegangen, dann wurde ich nach Hamburg strafversetzt, wo ich noch gelegentlich kommentieren durfte. Dann Egel weggeekelt und schließlich Gass Berufsverbot erteilt. Letztlich erfolgte meine Kündigung. Ohne Begründung.

Ankunft

Dann ging es mit Familie, Sack, Pack und einigen Möbeltrümmern, mit Hilfe Kölner Genossen von der Reichsbahn, in einem Güterwagen in Richtung Berlin. Ohne gültige Papiere, fast ohne Geld, aber mit einem Kanonenofen. Denn es herrschten 25 bis 30 Grad minus. Und mit einem schweren Schraubenschlüssel, mit dem von innen an die Wagenwand gedonnert wurde, wenn sich während der Aufenthalte Eisenbahndiebe an Schiebetür oder Luken zu schaffen machten. Abschied vom Westen...

Anfang März 1948: der erste Kommentar. Und dann fast täglich auf dem Sender, dem Deutschlandsender.

Im Sommer der erste Urlaub seit meinen letzten Schulferien. Im Kurhaus in Ahrenshoop saßen Brecht und Becher zusammen, ein kleines Wunder, da sie einander nicht übermäßig schätzten. Und Genosse Karl Kleinschmidt, Domprediger in Schwerin. Er war der erste Pfarrer, der von Hitler gemaßregelt worden war, und hatte 1933 kurze Zuflucht in Werner Finks Kabarett „Katakombe" gefunden. Ein hervorragender Conférencier.

Nun saßen wir in Ahrenshoop zusammen. Becher hatte Zucker (weißen), Kleinschmidt „Dornkaat" und ich einen Kanister Juice (aus der britischen Zone) mitgebracht. Das waren in jener Zeit Raritäten. Durcheinandergemischt, schmeckten sie vorzüglich.

Gegen Mitternacht war die Köstlichkeit niedergemacht, und beim Verlassen des Kurhauses wirkte die frische Luft wie der berühmte Schlag mit dem Brett vor die Stirn. Nur so war unser Entschluß zu erklären: Jetzt wird gebadet! Der wasserscheue Brecht schlug sich in die Büsche, Becher kam ebenfalls abhanden, Kleinschmidt und ich liefen ins Wasser, Frau Pfarrer stand am Ufer und hielt die Kleider.

Nach geraumer Zeit herrlichen Schwimmens entdeckte Karl Kleinschmidt einen über den Horizont huschenden Scheinwerfer. „Da schwimmen wir jetzt hin!" In diesem Augenblick war ich nüchtern. Er schwamm. Was tun? Aussichtslos. Gewalt anwenden? Wir wären ertrunken. Also überzeugen!

Aber auch die trefflichsten Argumente blieben ungehört. Er schwamm. Und ich neben ihm her. Schließlich fiel mir – ganz war ich wohl doch noch nicht ernüchtert – das Argument ein: „Karl, wir schwimmen morgen früh. Wenn's hell ist, können wir den Scheinwerfer besser sehen!" Das leuchtete meinem Genossen Domprediger ein, er drehte um, und wir schwammen an Land.

Ohne mein „überzeugendes Argument" wären wohl zwei Nachrufe fällig gewesen...

Kortner in Westberlin

Eines Mittags wartete ich am Bühneneingang des Hebbeltheaters in Westberlin auf Inge Keller, damals Schauspielerin am Hebbel- und Schloßparktheater, dann an unserem Deutschen Theater. Drinnen wurde – wenn ich mich recht entsinne – „Der Tod des Handlungsreisenden" geprobt. Der große Fritz Kortner war aus der Emigration zurückgekehrt.

Die Tür öffnete sich, und da stand Kortner, aschfahl, am ganzen Leibe zitternd. Ich eilte auf ihn zu, er vermochte nur zu stammeln. Eine kurze Information beim Pförtner hinterlassend, führte ich ihn zu meinem Wagen (DKW, Baujahr 1937) und fuhr ihn ins Hotel. Unterwegs beruhigte er sich. Wir hatten uns kurz zuvor kennengelernt, er wußte, wer ich war, wie ich dachte und als was ich arbeitete. Und langsam kam heraus, was geschehen war. Besucher der Probe hatten ihn auf der Bühne angepöbelt: „Vaterlandsverräter", „Judenschwein", „Geh dahin, wo du herkommst, nach Amerika, am besten nach Israel!"

Das war nun eins der ersten Erlebnisse des Heimkehrers, der von Hitler und Goebbels vertrieben worden war, obwohl sich der Jude Kortner, österreichischer und amerikanischer Staatsbürger, als Deutscher empfand, der deutschen Kultur verbunden und ihr verwurzelt.

Wir sprachen lange miteinander. Es war, als ob sich bei ihm eine Schleuse öffnete. Von der „dumpfen Beklommenheit, der Todesnähe jeden Schlafs" sprach er, von der „Lebensgefährlichkeit des Tages". So wache er schon seit vielen, vielen Jahren auf: „Als Kind mit der Angst, als Judenbub gehänselt zu werden, später dann mit der Angst, meine Haus- und Schularbeiten nicht richtig oder gar nicht gemacht zu haben", schließlich „mit der Angst vor dem kommenden Hitler, als er Wirklichkeit wurde". So brach aus ihm heraus, was er später in seinem Buch „Aller Tage Abend" schrieb, das mit den Worten beginnt: „Vor dem gewaltsamen Hitlertod war ich aus Deutschland geflohen und kehrte zurück, um viele Jahre dem natürlichen Tod näher."

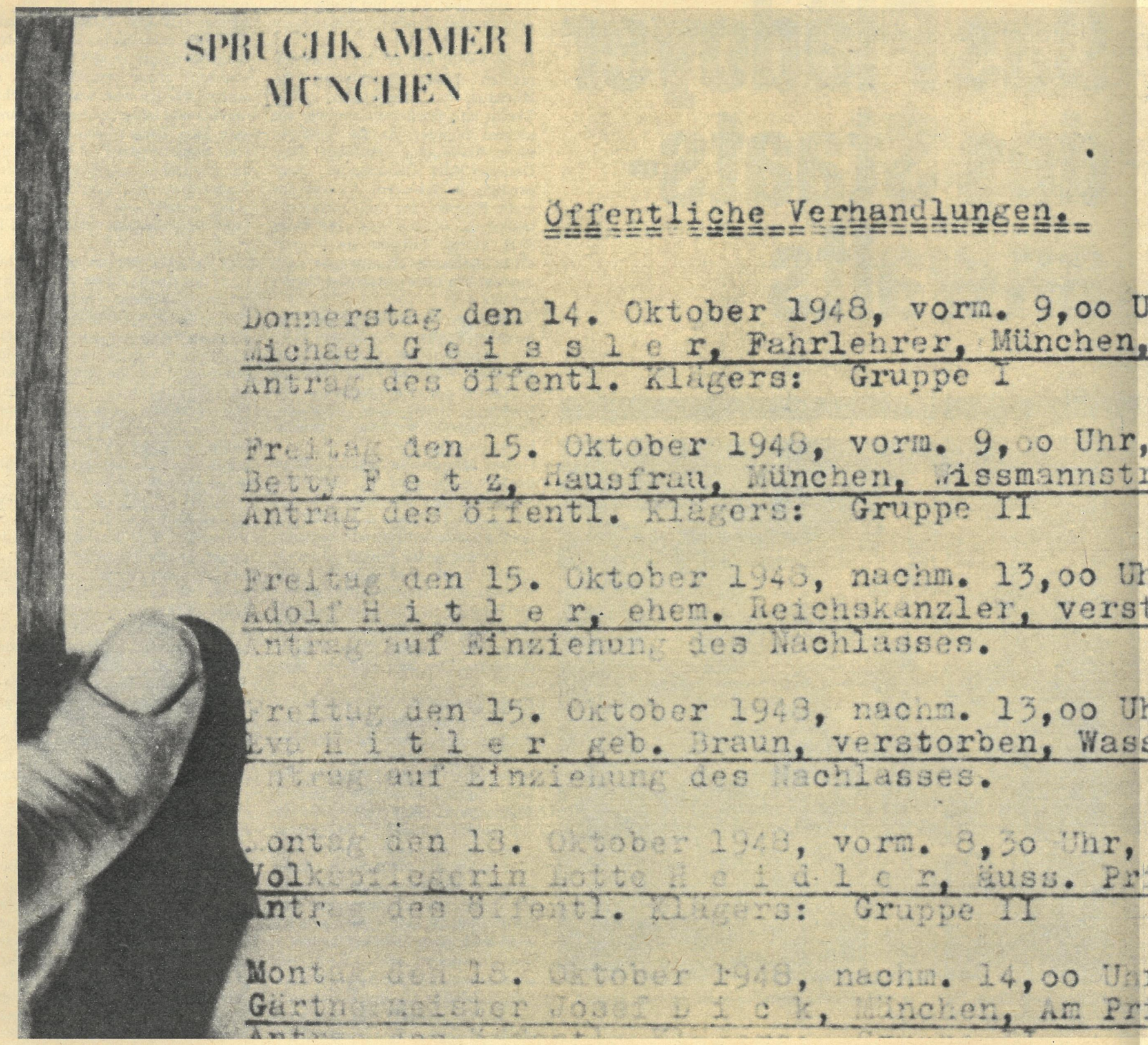
An jenem Nachmittag glaubte sich der aufs neue Verletzte seinem Tod nahe. Aber ihm blieben noch viele Jahre, Rollen und Inszenierungen. Und die „Erkenntnis, daß jedes Volk unter gewissen sozialen und historisch bestimmten Umständen gleichfalls so entarten könne und ähnlich bestialisch handeln würde... Ich war und bin überzeugt davon, daß es keine deutsche Kollektivschuld gibt, jedoch eine Kollektivschuld der machthabenden Kreise in Deutschland, England, Frankreich und Amerika, ihrer Machtergreifung und ihrer Raubzüge..."

Das waren Gedanken, wie er sie 1948 – erneut tief verwundet – ähnlich äußerte und 10 Jahre später in seinem Buch niederschrieb: ein großer bürgerlicher österreichischer, deutscher, jüdischer Humanist, der ein Stück deutscher Theatergeschichte geschrieben hat – allen Rassisten, Kleingeistern, Kritikern, Neidhammeln und Besserwissern zum Trotz.

Der Vorabdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages Neues Leben

– Ende –

Fotos: privat.


SPRUCHKAMMER I
MÜNCHEN

Öffentliche Verhandlungen.

Donnerstag den 14. Oktober 1948, vorm. 9,oo U
Michael G e i s s l e r, Fahrlehrer, München,
Antrag des öffentl. Klägers: Gruppe I

Freitag den 15. Oktober 1948, vorm. 9,oo Uhr,
Betty F e t z, Hausfrau, München, Wissmannstr
Antrag des öffentl. Klägers: Gruppe II

Freitag den 15. Oktober 1948, nachm. 13,oo Uh
Adolf H i t l e r, ehem. Reichskanzler, verst
Antrag auf Einziehung des Nachlasses.

Freitag den 15. Oktober 1948, nachm. 13,oo Uh
Eva H i t l e r geb. Braun, verstorben, Wass
Antrag auf Einziehung des Nachlasses.

Montag den 18. Oktober 1948, vorm. 8,3o Uhr,
Volkspflegerin Lotte H e i d l e r, Ausw. Pr
Antrag des öffentl. Klägers: Gruppe II

Montag den 18. Oktober 1948, nachm. 14,oo Uh
Gärtnermeister Josef D i e c k, München, Am Pr
Antrag des öffentl. Klägers: Gruppe II

Auf dem Stuhl, den unser Bild zeigt, saß am Freitag, dem 15. Oktober 1948, vormittags 9 Uhr, die Hausfrau Betty Fetz, wohnhaft in München, Wissmannstraße 14, beschuldigt der Mitgliedschaft in der NSDAP. Ein Fall von Hunderttausenden. Eine Mitläuferin, wie man damals zu sagen pflegte.

Als der nächste Fall aufgerufen wurde, blieb der Stuhl leer. Der Beschuldigte, ein gewisser Hitler, Adolf, war nicht erschienen. Der Vorsitzende verkündete, der Beklagte gelte als verstorben.

Ordnung muß sein. Immer peinlich korrekt, wie es sich für einen angehenden Rechtsstaat gehört.

Abgesehen vom Fall des Hitler, Adolf war die Entnazifizierung ein schwieriges Unternehmen. Die Spruchkammern prüften Vergangenheit mit Blick auf die Zukunft, nämlich Tauglichkeit für die angestrebte Demokratie: ob einer Lehrer oder Polizeibeamter oder Richter bleiben könne.

Da gab es, beispielsweise, einen Richter, der mehr geleistet hatte, als sein Amt verlangte. „Die Blutsgemeinschaft als nationalsozialistische Volksgemeinschaft", schrieb er schon 1935", „muß reinerhalten und die rassisch wertvollen Bestandteile des deutschen Volkes müssen planvoll vorwärtsentwikkelt werden. Schädlinge werden daher unschädlich gemacht."

Schädlinge unschädlich gemacht: Dies geschah, wie man weiß, in Auschwitz und anderen Orts.

Später avancierte dieser Hüter des Rechts zum Marine-Stabsrichter und sorgte für Disziplin. Mit Todesurteilen bis zum letzten Tag. Die Beweise liegen vor. Und für ihn war der letzte Tag noch immer nicht der letzte. 21 Tage nach Kriegsende verurteilte er – auf Weisung des britischen und amerikanischen Oberkommandos war die Disziplinarstruktur der Wehrmacht noch aufrechtzuerhalten – den Gefreiten Kurt Petzold zu immerhin sechs Monaten Gefängnis, weil der – zwei Tage nach Kriegsende – das Hakenkreuz von seiner Uniform entfernt hatte. In der Urteilsbegründung hieß es, dem Angeklagten sei „ein hohes Maß an Gesinnungsverfall" anzulasten.

Mag sein, daß auch dieser eingefleischte Faschist, der es sich mit Recht verbeten hätte, unter die Mitläufer gerechnet zu werden, eines Tages auf dem bewußten Stuhl irgendeiner Spruchkammer geraten ist. Aber es lag wohl nichts gegen ihn vor. Jedenfalls bescheinigte ihm die neue christlich-demokratische Obrigkeit uneingeschränkte Tauglichkeit als Hüter der Demokratie, und alsbald saß der Dr. jur. Filbinger auf dem Sessel des Innenministeriums der Bundesrepublik Deutschland, und zwar sechs Jahre lang, danach noch mehr als zehn Jahre auf den angenehm gepolsterten Stühlen des Ministerpräsidenten und des Landesvorsitzenden der CDU in Baden-Württemberg.

Ein Fall von Zehntausenden in diesem untadeligen Rechtsstaat.

Jürgen Jessel

Fotos: Archiv

München, den 4. Oktober 1948.
Wagmüllerstraße 12
Telefon 458651 - 55

Uhr, Sitzungssaal 49
, Amalienstr. 43

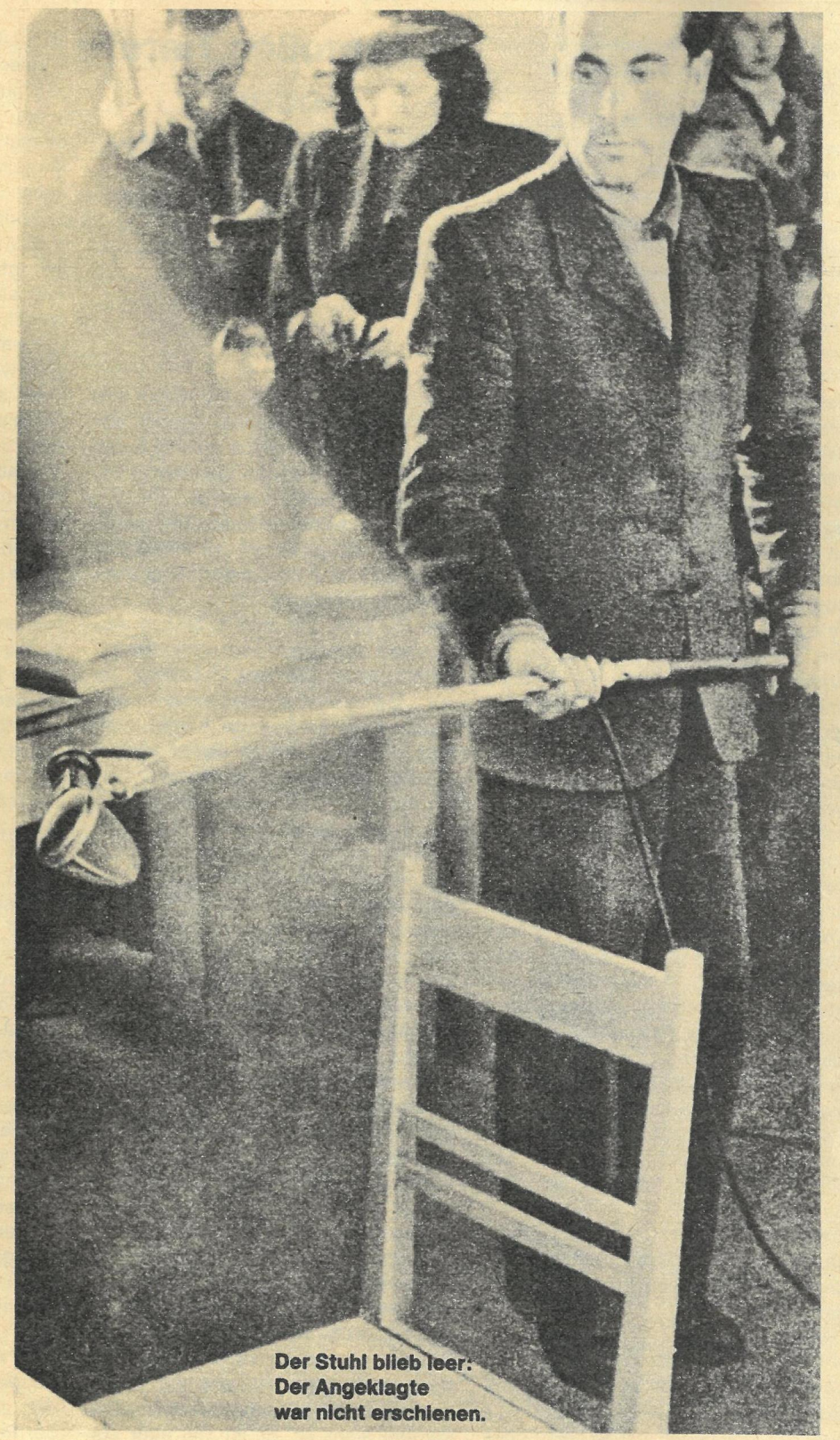
r, Sitzungssaal 42/IV
r. 14

Uhr, Sitzungssaal 42/IV
storben

Uhr, Sitzungssaal 42/IV
sserburgerstr. lo

Sitzungssaal 42/IV
rinzregentenstr. 27

r, Sitzungssaal 42/IV
riel 45



Der Stuhl blieb leer:
Der Angeklagte
war nicht erschienen.

STÜHLE

19

ZEUGENVERNEHMUNG

„Wir geloben, alles bis zum letzten auszutilgen, was dieses ungeheure Blutopfer und dieses namenlose Elend verschuldet hat."
Gründungsaufruf
der westdeutschen CDU

**Eine FREIE WELT-Serie:
zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände –
Dokumente, Erinnerungen,
Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick
auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom
Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918
bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949**

Die großen Tiere oder Darüber, wie wir zur Kunst kamen

Vorhalle der Filmhochschule. Wir sind ein großer Haufen aufgeweckter, lauthalsiger junger Leute, denen irgendwann die sehr seltsame Idee gekommen ist, sich der Kunst zu widmen. Deshalb sind wir hier.

Wir drängeln uns sinnlos zusammen, mustern einander und führen kluge Reden. Unsere Gesichter sollten Gelassenheit und geistige Reife ausdrücken. Wir sind sehr souveräne Leute und zeigen durch unser ganzes Aussehen, daß wir für die Kunst geboren sind.

Beim Bekanntmachen taxieren wir einander wachsam und argwöhnisch, fürchten wir doch, Leuten zu begegnen, die größere Chancen haben, an der Filmhochschule angenommen zu werden. Der beunruhigende Gedanke an den Aufnahmewettbewerb verläßt uns nicht, aber wir sind Manns genug, sogar über dieses Thema zu witzeln.

Die Zeit vergeht quälend langsam.

Endlich bekommen wir die Papiere und können auseinandergehen. Im Internat lernen wir einander näher kennen, trotzdem führt jeder weiterhin angestrengt sein Eigenleben. Übrigens sind wir einhellig der Meinung, daß nur wir neun, nicht aber jene einhundertachtzig der Aufnahme würdig seien. Um ein reines Gewissen zu haben, sprechen wir zwar von unseren Zweifeln am Erfolg, jeder von uns nennt sogar irgendwelche begabten Leute, die man auf jeden Fall annehmen wird, doch das alles klingt unaufrichtig. Jeder weiß, daß er begabter als die anderen ist, und beweist es mit jedem Wort, jeder Bewegung. Unausweichlich tauchen die großen Tiere unter uns auf – Leute, denen auf der Stirn geschrieben steht, daß sie angehende Regisseure oder Schauspieler sind.

Diese Leute haben unbedingt etwas an sich, das sie sogleich von den anderen, den Gewöhnlichen unterscheidet.

Da ist so einer.

Mittelgroß, hager. Anstelle der Augen abgelutschte, farblos gewordene Bonbons. Er zeichnet sich dadurch aus, daß er aus der hohlen Hand über ein x-beliebiges Thema reden kann, und zwar schön und gewandt. Klug und gewitzt ist er. Zu Hause gilt er sicher weithin als vielversprechender, begabter junger Mann; bei den Damen hat er großen Erfolg. Er weiß, mit Geschwätz allein, mag es noch so schön sein, kann er uns nicht fangen – wir sind auch nicht auf den Kopf gefallen –, darum holt er ein Stück Speck und Brot aus dem Koffer, lädt uns alle mit verblüffender Freimut ein, zuzulangen. Wir lassen uns den Speck schmecken, und vielleicht wird uns klar, daß es ihm um den Speck leid tut, denn er schneidet und offeriert ihn allzu geflissentlich. Aber irgendwie macht uns das nichts aus, wir sagen uns, bei Künstlern ist das halt so. Die Unterhaltung ist gezwungen; wir witzeln, erzählen von uns selbst, passen einen Moment ab, da alles still ist, um irgend etwas Besonderes, unerhört Kluges loszulassen, das Eindruck schindet. Wir reden uns mit Koljenka, Wassjenka, Jura an, obwohl das nicht so recht zu uns paßt.

Aus dem allgemeinen Gemurmel heben sich schon Stimmen ab, die dereinst den selbstsicheren Ton eines Maestro zu gewinnen versprechen. Eigentlich ist's das, was die großen Tiere kennzeichnet.

Der Bursche mit den farblosen Augen und dem glasklaren Verstand erzählt beiläufig, Tamara Makarowa sei mit Gerassimow verheiratet und Romm habe so traurige Augen. Gut, fügt er hinzu, daß er selbst mal irgendwo Gurso getroffen habe. Wenn ich mich recht erinnere, holte er sich von dessen Zigarette Feuer. Und das alles mit argloser Miene, einer Miene, die besagt: Das ist noch gar nichts, das Tollste kommt erst. Unmerklich fesselt der fixe Bursche unsere Aufmerksamkeit, und er schwadroniert mit sichtlichem Vergnügen. Für gar so klug hält ihn keiner von uns, doch in Anbetracht des Specks hören ihm alle zu.

Ein anderes großes Tier spürt diese vermeintliche Kraft und Autorität und kratzt sich flugs unverhohlen bei ihm ein. Es ist von Natur aus ein grober Klotz, der sich auf den „Höhen der Kultur" dies und das unter den Nagel gerissen hat. Kleinlichkeit wird er vermutlich nicht dulden, und wer mit ihm auf gutem Fuß stehen will, muß jedesmal, wenn er mit ihm Bier getrunken hat, die Zeche bezahlen, ohne mit der Wimper zu zucken, ohne Ärger merken zu lassen. Mit apartem Geist kann er nicht glänzen, diesen großen Mangel sieht er. Er ist viel älter als wir, kleidet sich geschmackvoll und sehr sorgfältig. Er versteht's, genießerisch zu paffen, kann schmutzige Kragen nicht ausstehen, sein Gang, dieses energische Hervorschnellen der Knie, hat etwas Besonderes, nämlich Kultur. Er verbreitet Atmosphäre – den Duft von teurem Tabak und Parfüm.

Er würde ohne weiteres sofort Regisseur sein wollen, denn er weiß, was ein Regisseur zu tun und zu lassen hat.

Abends singen die großen Tiere zur Gitarrenbegleitung „starke Sachen". Vorsänger ist ein wurmähnlicher Typ, er singt mit überraschend sanfter, angenehmer Stimme: „Eure Finger dufteten nach Weihrauch..."

Ein anderer fällt ein: Er singt scheußlich und verdirbt alles, singt aber eifrig und unverdrossen weiter. Wir hören zu, das Lied geht uns unter die Haut.

Uns allen ist aber wohl ein bißchen komisch zumute: Zu Hause haben wir „Kalinuschka" gesungen, Bücher gelesen, die Steppe geliebt und nicht einmal geahnt, daß das Leben so kompliziert und so aufregend sein kann.

Besonders verblüffen uns die ausgebufften großen Tiere, wenn sie nicht im Internat schlafen, sondern am nächsten Morgen auf unsere Frage, wo sie die Nacht verbracht hätten, geheimnisvoll zur Antwort geben: „Na, wo schon."

Das ist sehr rätselhaft und erregt Neugier. Die großen Tiere werden immer größer. Einer von uns wendet sich ab und sagt leise: „Bestimmt bei seiner Moskauer Tante."

Ein großes Tier ist Schauspieler gewesen. Nun unterhalten sie sich lange und ohne uns zu beachten über das bittere Schauspielerlos, wettern über die Zuschauer, die für wahre Kunst kein Verständnis haben. Auch beim Film herrscht nach ihren Worten „'n richtiges Chaos", und sie sind selbstredend nicht abgeneigt, da mal aufzuräumen.

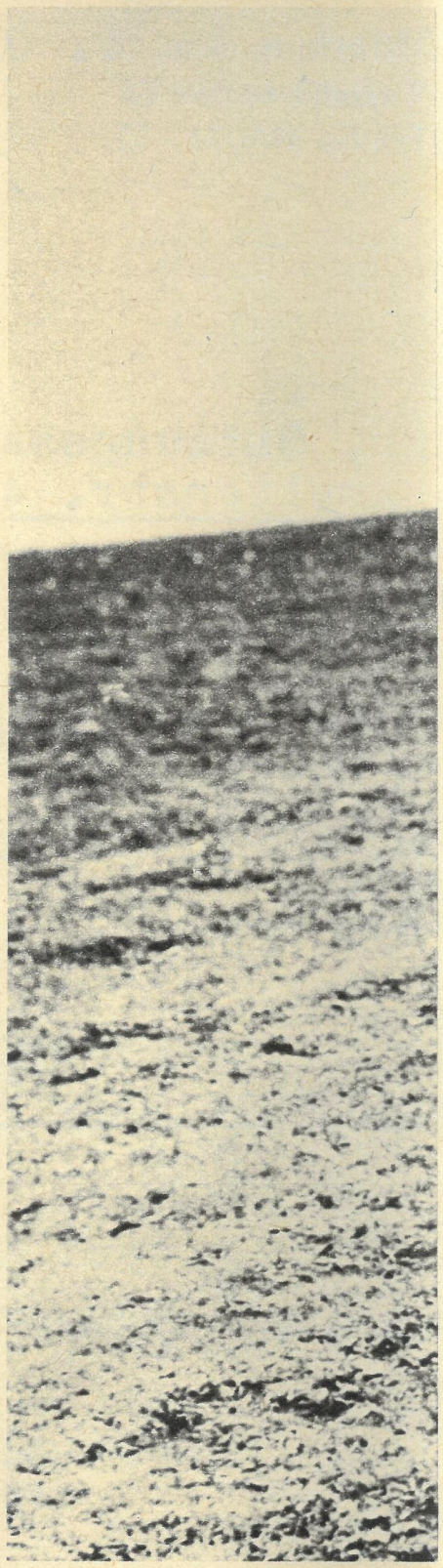
An uns haben sie starke Zweifel, und sie scheuen sich nicht, es uns ins Gesicht zu sagen.

Doch dann rückt der Prüfungstag heran, und unsere großen Tiere werden stiller, kommen darauf zu sprechen, daß man sie womöglich nicht verstehen werde. Am Prüfungstag fühlen sie sich gar nicht wohl.

Die Wahrheit über sich fühlen sie wahrscheinlich ebensogut wie wir. Als schließlich einer von ihnen durch die schreckliche Tür geht und nach einiger Zeit wieder herauskommt, zweifeln wir nicht mehr daran, daß er durchgefallen ist. Ein wenig verlegen umringen wir ihn in der Vorhalle und überschütten ihn mit überflüssigen Fragen.

Das große Tier erzählt, wie es bei der Prüfung „auf den Putz gehauen" hat, und in seinen Augen glimmen Angst und Unsicherheit. Die Worte gehen ihm wie eh und je glatt über die Zunge, aber offenbar erinnert es sich der unangenehmen Gefühle während der Prüfung.

Anscheinend dämmert dem Burschen, daß er's anders hätte anpakken müssen. Und in diesem Moment, sein Gesicht bekommt einen natürlichen Ausdruck, tut er einem leid. Aber gleich fällt einem wieder ein, daß er ein großes Tier gewesen ist, selbstsicher und rücksichtslos, und das Mitleid schwindet. „Wenn du auf die Menschen nicht hören willst, soll dich das Leben belehren."



Steppe, Berge, Flüsse – sinnliches Erfahrungsfeld eines echten Burschen vom Lande, der spät aber beherzt städtisches Kulturparkett betritt: Wassili Makarowitsch Schukschin, am 25. Juli 1929 im Altaigebiet geboren, bewirbt sich 1954 am Literaturinstitut Moskau. Wird abgelehnt. Probiert es an der Filmhochschule. Wird angenommen und avanciert zum Meisterschüler in der Regieklasse von Michail Romm. Was andere an Wissen anfangs voraus haben mochten, wog das Multitalent Schukschin mit Humor, mit umwerfender Unbefangenheit und unbeschädigter eruptiver Gefühlskraft zehnmal auf. Als Schriftsteller verfügte er über einen plastischen Erzählstil, als Schauspieler über Temperament und ausdrucksstarkes Körper- und Mienenspiel und als Regisseur über

Wassili Schukschin

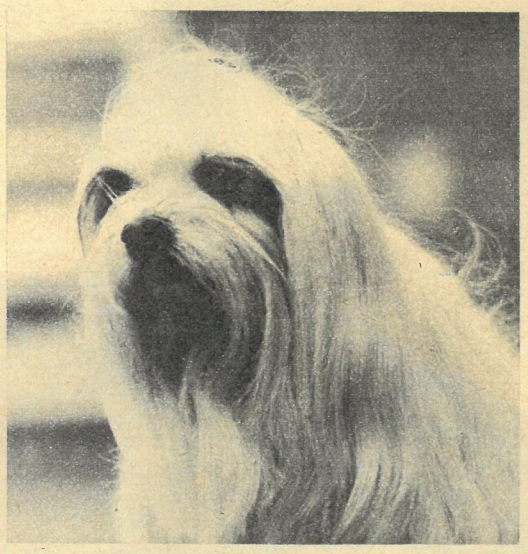
eine emotionale und episodenhafte Bildsprache. Sein offenes Erfolgsgeheimnis: Treue zu sich selbst. Ob in seinem Debütfilm „Es lebt so ein Junge“ (1964), ob im ironischen Unterton seiner „Reisebekanntschaften“ (1973) oder im tragischen Geschehen seines berühmtesten Films „Kalina Krasnaja“ (1974) – aus allem spricht seine ungebrochene Liebe zu den Menschen vom Lande. Konflikte zwischen Stadt- und Landleben, zwischen Tradition und Fortschritt, Anpassung und Entfremdung werden zu Leitmotiven seines Schaffens. „Kalina Krasnaja“ – der Film widmet sich dem tödlich endenden Resozialisierungsversuch eines entlassenen Strafgefangenen – dokumentiert eindringlich Schukschins differenzierende Hinwendung zu den Widerspenstigen, Nicht-Integrierten. Er kratzte kräftig am Lackbild jener positiven Helden, die keine Widersprüche plagen. Schukschins Helden zwingen zu neuem Bedenken von Konvention abgenutzter Begriffe wie Menschlichkeit und Güte, Persönlichkeit und Würde. Seine Filme suchen Wahrhaftigkeit, um die Menschen wacher, empfindsamer, klüger zu machen. Dabei hatte Schukschin „keine Lust, den Zuschauer zu belehren, wie er leben soll. Ich will mit ihm über das Leben nachsinnen.“ Konrad Wolf findet 1979 für seinen einstigen Studienkollegen die bündigen Worte: „Schukschin, Du bist doch kein ‚Künstler‘! / Ein Bauer bist Du, / ein Sibirier. / O ja, man hatte Angst vor Dir. / Und man liebte Dich. / Du haßtest das ‚Künstlertum‘ / der tödlichen Lüge.“ Mitten in Dreharbeiten erlag Schukschin am 2. Oktober 1974 einem Herzinfarkt. Zurück zum Anfang: 1954 schreibt Schukschin das hier abgedruckte kurze Prosastück als Prüfungsarbeit beim Aufnahmewettbewerb an der Filmhochschule. Obwohl er das Thema – „Was ist dieser Tage los auf den Korridoren der Filmhochschule“ – laut Dozentenurteil verfehlt, „hat der Verfasser Begabung zum Regisseur offenbart und eine sehr gute Note verdient.“

Günter Egemann

Foto: Archiv

Auf sechs Beinen

Analyse aus aktuellem Anlaß:



Mancher kommt mit Herrchen (oder Frauchen) nur eben um die Ecke – zur alljährlichen Rassehundeschau im Biesdorfer Schloßpark; andere haben weite Wege nach Berlin, wie der pfefferundsalzfarbene Schnauzer-Rüde Urrik Artua aus Moskau, ein zwergenhafter, fast schwanzloser Begleithund unter der Bezeichnung Welsh Corgi Pembroke aus der Tschechoslowakei sowie Karelische Bärenhunde mit ihrem polnischen Züchter an der Leine... 2767 Bewerber, darunter allein 500 Pudel aller Formate und Farbschläge, stritten diesmal um Schönheitspreise. (Für den kynologisch, hundekundlich, Unbedarften: links oben – Malteser, links außen – Pumi; nebenstehend – Dalmatiner und Barsoi). Das Allerschönste jedoch, schöner noch als jedes Prachtexemplar, das ist das allgemeine Einvernehmen, der Gleichklang der Seelen – von Hund zu Hund, von Hundefreund zu Hundefreund. Ernst zu nehmende Experten vertreten die Ansicht, daß als einziges Tier der Hund zu echter, gleichberechtigter Freundschaft mit dem Menschen fähig sei (während z. B. die Katze dem Menschen nur erlaube, ihr seine Freundschaft darzubringen). Unerbittlich wird gerichtet, von internationaler Jury in den einzelnen Rassen und Klassen. So darf sich ein Komondor (Ungarischer Hirtenhund, oben) nur in reinem Weiß sehen lassen, schwarz bis dunkelschiefergrau soll der Rachen sein, bandförmig oder schnurartig verfilzt das Haar. Jede Abweichung vom züchterischen „Standard" brächte Punktabzug... Ist der Champion schließlich gekürt, tragen Herr und Hund gemeinsam am Siegerstolz. Und wir, die schweigende Mehrheit der Hunde-Nichtbesitzer, tun gut daran, die beiden als das zu nehmen, was sie sind: eine höhere biologische Einheit, Persönlichkeit auf sechs Beinen.

J. Rana (Text), H. Raddatz (Fotos)

Die Magda Szabó

Die Ungarin Magda Szabó (geb. 1917), deren Romane in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurden, ist in der DDR vor allem durch „Das Fresko" (1958) und „Eszter und Angela" (1959) bekannt. Psychologische Empfindsamkeit, einfühlsamer Stil und virtuose Handhabung moderner Romantechniken sind für ihre Werke kennzeichnend. „Katharinenstraße" (1969) erscheint in Kürze beim Verlag Volk und Welt in der Übersetzung von Vera Thies. In diesem Roman macht sie anhand der Geschichte dreier befreundeter Nachbarfamilien von 1934 bis 1968 deutlich, wie den vier Kindern das Zusammenleben rückblickend wie ein Paradies erscheint, das durch äußere Eingriffe Stück für Stück zerstört wurde. In ihrem Leben zählten nur einige Schauplätze, Zeitpunkte und Episoden, während alles andere nur zur Füllung des zerbrechlichen Daseins diente. In unserem Ausschnitt arrangieren die Kinder unter der Leitung ihres Schuldirektors Elekes die Geburtstagsfeier für den Major.

Frau Held kleidete die Mädchen an, und Frau Temes half Bálint. Die Kostüme waren ihnen nicht mehr fremd, seit Tagen hatten sie in ihnen geprobt, alle hätten sich allein anziehen können, doch zum Spiel gehörte auch, daß man ihnen dabei half. Elekes lief aufgeregt von einem Ort zum anderen, und obwohl von den Kindern ursprünglich nur Henriett unruhig gewesen war, erfaßte das Lampenfieber langsam auch die anderen. Als sie fertig kostümiert waren, kam Frau Held mit dem Rouge und dem Augenbrauenstift, schminken konnte sie schon alle auf einmal an einem Ort. Nach Iréns Mund kam Bálint an die Reihe. Er ekelte sich vor der Farbe, die sie ihm auf den Mund schmierte, und seine erste Reaktion war, sie sofort abzuwischen, was man ihm selbstverständlich nicht gestattete; die Mädchen genossen diese Prozedur.

Im Salon, wo eine Bühne aus Kathedern, die aus Elekes' Schule stammten, errichtet worden war, warteten Frau Elekes, Herr Held und der Gefeierte gemeinsam mit Róza und Margit auf den Beginn der Vorstellung. Der Major blickte liebevoll auf Elekes, der immer wieder durch das Zimmer ging und – als wäre er im Klassenzimmer – das Publikum ermahnte, ruhig und geduldig zu sein; er war so aufgeregt in dem ständigen Bemühen, dem unberechenbaren Leben einen stabilen Ablauf zu sichern, was auch darin zum Ausdruck kam, daß er jede sich bietende Gelegenheit nutzte, ein Fest zu feiern. Elekes hütete in einem dicken kleinkarierten Heft viele Reden, die er selbst anläßlich der Trauer um die „Helden von Arad" oder zum „Tag der Vögel und Bäume" geschrieben hatte, oder Gedichte beziehungsweise Szenen, die sich für kirchliche und Familienfeste eigneten. Seitdem die Helds in die Katalin utca gezogen waren, wurden die Namens- und Geburtstage aller Familienmitglieder in den drei Häusern mit einem von Elekes arrangierten Fest gefeiert. Diesmal war der Major an der Reihe. Anfangs hatte man es so gehalten, daß die Kinder ein Gedicht aufsagten oder alle sangen, von einem auf dem Klavier begleitet, doch jetzt, da die Kinder herangewachsen waren, traute er ihnen auch größere Aufgaben zu: So kam es vor, daß sie auch kleine Theaterstücke aufführten. Unlängst hatte Elekes zum Namenstag von Herrn Held ein Stück über den guten Zahnarzt geschrieben. In ihm hatte sogar Henriett mitgespielt; sie war die Kranke, die von dem guten Zahnarzt, Irén, geheilt wurde. Die unruhigen Eltern, Blanka und Bálint, hielten sich an den Händen und sagten das schöne Gedicht auf, das Elekes über den opferbereiten Arzt geschrieben hatte. Für den Major stand fest, daß man jetzt, ihm zu Ehren, ein patriotisches Stück erleben würde, und er stellte sich darauf ein. Er war nur ungern Soldat und einst sehr unglücklich gewesen, als er diesen Beruf ergreifen mußte, doch er hatte es längst aufgegeben, das Elekes verständlich zu machen. Als Elekes ihn bei seinen ersten Andeutungen so erschrokken angesehen hatte, als hörte er etwas Obszönes, hatte der Major das Thema gewechselt. Warum sollte er den Seelenfrieden seines Freundes durch etwas stören, was dieser doch nicht akzeptieren konnte, denn Elekes mit seinem sanften Herzen beneidete ihn sicher um seinen schönen, die Waisen und Witwen beschützenden, mutigen Beruf.

Diese Feier zum fünfunddreißigsten Geburtstag des Majors hatten alle bis auf Bálint später vergessen, und auch in seiner Erinnerung war das Bild von ihr nicht einheitlich geblieben. Es war zerstückelt wie eine Orange, so daß er bei verschiedenen Gelegenheiten in seinem Leben sich nur jeweils ein einzelnes Stück ins Gedächtnis zurückrufen konnte.

Die Feier begann damit, daß eine Glocke ertönte. Die Mitspieler standen auf der Bühne hinter dem von Frau Temes aus einem Laken genähten Vorhang; Elekes selbst hielt die Festrede, die einen überraschenden Erfolg hatte, sogar der Major war bewegt und blinzelte verwirrt vor sich hin. Aus Elekes' Worten strahlte so viel Wärme, so viel Ergebenheit und Unschuld, daß der Major verlegen wurde. Als er hörte, daß Elekes Gottes Segen für ihn erbat und ihm wünschte, der Erzengel solle nie von seiner Seite weichen, schlugen selbst Margit und Róza ein Kreuz, als wären sie in der Kirche. Herr Held schüttelte dem Major die Hand. Frau Elekes kaute erregt Bonbons, sie konnte es kaum erwarten, die Kinder zu sehen. Frau Held saß auch schon neben ihr und blickte starr auf den Lakenvorhang.

Hinter dem Vorhang lauschten die Kinder der Rede. Die Worte Ruhm, Männlichkeit und Ehre hatten nur für Bálint eine Bedeutung; er war der älteste von ihnen und neigte am ehesten zum Abstrahieren. Ihm war jetzt unverständlich, warum er Arzt werden sollte, wenn es eine solche Ehre war, Soldat zu sein; und er wartete erregt auf den Beginn des Spiels, um wenigstens hier, auf der Bühne, herausschreien zu können, was sonst unmöglich in Worte zu fassen war: Wie gern er, wenn es sein müßte, für die Heimat sterben würde und wie herrlich es wäre, einen Säbel in der Hand zu halten. Irén sah mit ihrer Krone ungewöhnlich, fast verblüffend schön aus. Ihr Vater war der Meinung, wenn sie die Hungaria spielte, könnte sie nicht die einfache ungarische Tracht tragen. So war Irén in ein Engelskostüm gekleidet, doch ohne Flügel, lang, drapiert und schneeweiß. Elekes legte ihr einen mit bunten Steinen verzierten Gürtel um die Taille und setzte ihr die von ihm selbst gefertigte Krone des Sankt Stephan auf, die er mühevoll mit unechten Perlen und farbigen Glasstückchen beklebt hatte. Henriett, die den Pagen spielte, blickte starr auf den Vorhang. Obwohl sie wußte, daß sie mit dem Landeswappen nur vor Irén niederzuknien und zu ihr aufzublicken hatte, verspürte sie eine schreckliche Angst. Auch Irén war ein wenig bange, denn ihre Rolle war umfangreich und Blankas Verhalten bei jedem Auftritt unberechenbar. Irén war aufgeregt, weil sie sich davor fürchtete, sie könnte eventuell aus dem Konzept kommen. Die einzige, die diese Situation anregte und amüsierte und die fröhlich ihren in Männerkleidung steckenden Körper, der ihrem Alter entsprechend klein und stämmig war, nach vorn neigte, war Blanka. Die Krause in ihrem Haar, mit der Frau Held versucht hatte, die glatten Haarsträhnen zu verschönen, ließ bereits wieder nach. Während der Rede ihres Vaters fuchtelte sie derart mit dem Gewehr herum, daß Bálint ihr die Hände festhielt, da er befürchtete, sie werde Herrn Elekes, der noch immer sprach, mit dem Gewehr durch den Vorhang hindurch schlagen.

Nachdem der stürmische Beifall verebbt war, kehrte er endlich zu ihnen zurück, um die Spielleitung zu übernehmen: Er sprang zur Seite und zog den Vorhang auf, der auf einem Draht entlangglitt, welcher an je einem Bilderhaken der beiden einander gegenüberliegenden Wände festgemacht war.

Dem Bild, das sich den Zuschauern auf der Bühne bot, wurde sofort Beifall gespendet. Irén saß auf einem Stuhl, mit dem Blick zum Publikum, die Hände lagen auf den Falten ihres Kleides, auf ihrem Haar funkelte die Krone. Zu ihren Füßen kniete Henriett, die sich, das Landeswappen in der Hand, an Irén anschmiegte, die in ihrer völligen Unbeweglichkeit schon fast unnatürlich wirkte. Frau Helds Herz krampfte sich zusammen, und auch ihr Mann vergaß, wie neugierig er auf das Spiel der Kinder gewesen war, so sehr bedauerte er das Mädchen, weil er wußte, daß Elekes' hervorragender pädagogischer Instinkt bei ihr völlig versagte, indem er sie immer wieder vor die Öffentlichkeit zwang, denn Henriett litt, wenn sie eine Rolle spielen mußte; sie würde nie sicher auftreten. Er drückte die Hand seiner Frau, sie waren sich einig in ihrem Mitleid für Henriett und wünschten, zu ihr zu laufen und sie von der Bühne zu holen, nach Hause, denn das Kind hatte Angst. Das Landeswappen schwankte in Henriettas Hand, und die Tücher, die Berge und Flüsse darstellen sollten, wankten hin und her.

Der Major betrachtete die Irén-Hungaria und stellte völlig überrascht fest, daß sich seiner jetzt bereits zum zweitenmal eine unbegreifliche Rührung bemächtigte. Elekes hatte noch nie experimentiert, seine Aussage war immer eindeutig; selbst wenn seine Spiele manchmal mehrdeutig erschienen, so lag das nicht in seiner Absicht, sondern war ein rein zufälliger und unvorhergesehener Effekt. Irén saß dort auf jener provisorisch errichteten Bühne: die Krone des Sankt Stephan auf dem Kopf, zu ihren Füßen ein zitternder Page, totenblaß vor Schrecken, und sie schien so einsam, wie es keine Waise auf der Welt sein konnte. Ihr kleiner Page verdarb eher die Situation, als daß er sie gerettet hätte; Hungaria saß dort verblüffend hilflos und allein; der Major suchte Elekes mit den Augen, um von seinem Gesicht abzulesen, ob er auch bemerkt hätte, wie düster seine Regie geworden war. Doch der Lehrer wurde vom Vorhang verhüllt, in der linken Ecke war nur Frau Temes, die bewährte Soufleuse zu erkennen, die den Text in der Hand hielt.

Der Anblick der heiligen Krone und der in völliger Einsamkeit neben dem zitternden Pagen sitzenden Hungaria bedrückte den Major zum Glück nicht lange, denn Blanka rannte als Knabe verkleidet vor den Vorhang: Mit einem kleinen Gewehr in der Hand, in der Taille eine Tasche befestigt, minderte sie sofort die Spannung, wie sie mit ihrem gedrungenen Körper in der eng anliegenden Hose herumstolzierte. Sie war an diesem Tage in besonders guter Form und hatte ausnahmsweise den Text nicht vergessen.

Blanka spielte den Feind, den Feind der Hungaria. Das Bühnenbild machte nicht deutlich, woher er kam, Blanka verkörperte die ständige Bedrohung der Heimat, indem sie ihr Gewehr auf die Hungaria richtete. Übrigens hatte sie als Kind eine schrille Stimme, und sie genoß es jetzt, daß sie schreien durfte; die Erwachsenen lachten laut über den feurig vorgetragenen Text, jedoch nicht zur Freude von Herrn Elekes, denn er hatte sich diese Szene wie das ganze Stück überhaupt ernsthaft vorgestellt. Blanka schmähte Hungaria mit den niederträchtigsten Verleumdungen und erklärte, sie werde ihr Wappen und Krone wegnehmen, wobei sie das Gewehr auch auf den Pagen richtete. Herrn Helds Herz krampfte sich erneut zusammen, und seine Stimmung, die sich bei Blankas Erscheinen gebessert hatte, war erneut dahin, denn Henriettas Lippen waren bereits bleich geworden: Sie konnte offensichtlich nicht einmal im Spiel ertragen, bedroht zu werden.

Da erhob sich Irén. Sie stand langsam und würdevoll auf, wies mit dem in Versen abgefaßten Text jede Anschuldigung des Feindes zurück und flehte mit weit hallender Stimme, ihr zu helfen. Schild und Krone zu retten. Sie schrie das Wort „Hilfe" in alle Himmelsrich-

tungen. Da empfand es der Major erneut als schmerzlich, hinaufzuschauen: der Anblick der Hungaria war grausam, wie sie barfuß auf der Bühne stand, mit dem Engelskostüm, das Elekes' Regieanweisung entsprungen war, und aus allen Himmelsrichtungen Hilfe herbeirief. Frau Temes ließ das Heft sinken, denn Irén mußte man nicht soufflieren. Frau Elekes, vom Äußeren ihrer Töchter entzückt, achtete weder auf Blankas Schwadronieren noch auf Iréns Hilferufe, sie sah nur, wie gewandt beide waren, und kaute laut vernehmlich Bonbons. Frau Held war gespannt, sie beobachtete nur ihre Tochter. Und endlich betrat Bálint die Bühne.

Alle waren sich einig, nie zuvor einen schöneren Jungen in Husarenuniform gesehen zu haben, auch keinen, der einen Säbel so geschickt zu ziehen vermochte. Sein Text war ebenfalls gereimt, es klang gut, wie er Hungaria beruhigte, sie solle weder um Wappen und Krone fürchten noch um ihre Zukunft besorgt sein, er sei da, um für sie zu kämpfen, und würde, wenn es sein müsse, für sie sterben. Elekes, der hinter dem Vorhang hervorlugte, sah, wie Irén Bálint anlächelte. Er war überrascht, denn Irén hätte nur begeistert blicken, nicht aber lächeln sollen, ihr Gesicht wurde erst wieder ernst, als sie bemerkte, daß Bálint weder sah noch fühlte, daß sie ihn anlächelte. Bálint sprach den Text in der festen Überzeugung, daß Elekes' Verse alle seine frisch aufgekeimten Gedanken zum Ausdruck brachten, die Bereitschaft zum Heldentod sowie den Glauben, wenn überhaupt jemand dazu fähig sei, dann könne er die Heimat verteidigen. Irén sah jedoch nicht den Husaren, sondern den Jungen Bálint Biró, von dem sie hoffte, er würde bemerken, daß sie heute mit der Krone besonders schön in diesem langen Kleid wie ein großes Mädchen wirkte. Bálint hingegen sah in der Gestalt mit dem langen, weißen Kittel und dem mit schillernden Steinen besetzten Gürtel um die Taille seine Heimat vor sich stehen, nicht Irén Elekes; er deklamierte nur und ließ sich dann, wie er es gelernt hatte, auf das Knie fallen und legte den Säbel vor Hungaria nieder. So auf einem Bein kniend, war er Henrietts Gesicht ganz nahe. Er sah, wie sich ihr Mund öffnete, als bekäme sie keine Luft, oder wolle um Hilfe rufen; und obwohl er Henriett gern hatte, hätte er sie am liebsten geohrfeigt, weil sie hier wie der Fisch im Garten nach Luft schnappte, doch dann hob er den Blick und sah Irén an. Erst jetzt bemerkte er, daß sie es war, und er vergaß augenblicklich den Geburtstag seines Vaters, das patriotische Spiel und auch die Worte, die er zu sagen hatte; ihr Blick unter der Krone und sein Blick unter dem Husarenhelm konnten sich nicht voneinander lösen. Bálint wußte weder, daß Irén das gleiche heftige physische Verlangen empfand wie er, noch daß sie sich in jenem Augenblick, da sie einander als Husar und Königin gegenüberstanden, zum ersten Mal eine Nachricht übermittelten, die später entscheidend ihrer beider Verbindung bestimmen sollte. Er spürte nur, daß es jetzt schön wäre, in Iréns Nähe zu bleiben, das Spiel nicht fortsetzen und auch nichts weiter sagen zu müssen.

Er mußte aber fortfahren, denn Blanka erhob ihr Gewehr nun gegen ihn, sie begann auch ihn anzuschreien. Sie war unbeschreiblich komisch an diesem Nachmittag. Bálint ergriff schließlich den Säbel und sprang auf, um Blanka das Gewehr wegzunehmen, bevor sie auf ihn oder auf Hungaria hätte schießen können. Blanka hätte ihm jetzt, wie es die Rolle vorschrieb, ihr Gewehr geben müssen. Doch sie gab es nicht her. Ihr Gesicht wurde plötzlich lang und weiß vor Erregung; Elekes und Frau Temes gaben ihr mit unterdrückter Stimme Instruktionen, doch umsonst – da wandte sich Bálint, in dem die erste Leidenschaft seines Lebens erwacht war, gegen sie. Da er stärker war als Blanka, schlug er ihr das Gewehr aus der Hand, worauf Blanka wütend losheulte. Elekes wollte sich gerade aus dem Vorhang herauswickeln, um seine Tochter zur Vernunft zu bringen und sie zu ermahnen, sie solle sich sofort ergeben und sich tot zu Bálints Füßen legen, damit er ihr den Stiefel auf die Brust setzen und – den Säbel in der Rechten und mit der Linken auf Irén zeigend – den Text beenden könnte, der dem Major unmißverständlich klargemacht hätte, daß der Ungar der beste Soldat der Welt sei – doch es kam nicht dazu, das heißt, es kam nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte: Henriett fiel ohne ein Wort oder einen Aufschrei nach vorn, ihr war vor Lampenfieber schlecht geworden.

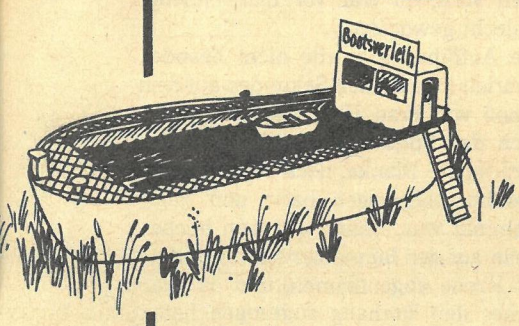
Die Aufführung wurde nicht beendet. Henriett kam binnen Sekunden auf dem Schoß von Frau Held wieder zu sich, doch das Spiel war aus; Frau Elekes verprügelte Blanka, noch bevor sie das Kostüm ausgezogen hatte und abgeschminkt war; Bálint und Irén blieben allein auf der Bühne zurück. Irén hatte die Krone abgenommen, und da Frau Temes den Vorhang zugezogen hatte, standen sie dort, abgeschirmt von allen, von den Zuschauern, von den Sündern und der Kranken, nur sie beide. Bálint hatte wieder, wie vorhin, keinen Namen für das, was er in sich fühlte, doch er spürte, daß es etwas Entsetzliches und Schmachvolles war, er wurde blutrot und rannte von der Bühne.

Dreimal noch war ihm später die Vorstellung eingefallen, in drei völlig unterschiedlichen, für ihn jedoch bedeutsamen Augenblicken seines Lebens; zuletzt Neunzehnhundertzweiundfünfzig, während der Befragung bei seinem Disziplinarverfahren. Blanka saß damals ganz in seiner Nähe, in einer Zimmerecke, und – statt sich auf die Fragen zu konzentrieren – zerbrach er sich den Kopf über ihren damaligen Text. Der Kaderleiter blickte ihn nur verwundert an, als er endlich antwortete, aber nicht das sagte, was man erwartet hatte, sondern die Verszeile: „Ich greife dich an, besiege dich, schneide dir Hände und Füße ab." Zehn Jahre nach der Vorstellung hatte er sich zum erstenmal an ihr Spiel erinnert, als er am Tag von Henriettes Tod abends endlich vom Krankenhaus nach Hause gekommen war und die weinende Frau Temes ihn zu dem Stuhl am Lattenzaun geführt hatte, damit er so auf dem Stuhl stehend, zu dem Mädchen hinübersehen konnte, das dort auf dem Schotterweg lag, im grellen Mondenschein, mit gebeugtem Nacken, wie damals vor Iréns Füßen. Bald danach beschwor er erneut das Bild des vergangenen Schauspiels in sich herauf. Damals, als er während der Belagerung Budapests in Gefangenschaft geriet und sich der Zug der Gefangenen in Bewegung setzte, dachte er an Irén, seine Braut, die nichts von dem ahnte, was in dieser Minute mit ihm passierte. Doch die Irén, an die er dachte, war nicht jene dünne, ernste Studentin, sondern eine weiß gekleidete Erscheinung mit einem schillernden Gürtel und der heiligen Königskrone auf dem Kopf. Der Wachposten wußte nicht, woran er dachte, als er plötzlich stehenblieb, das Gesicht mit den Händen bedeckt, bis man ihn weiterstieß. Woher sollte er auch wissen, daß Bálint jetzt seine eigene Gestalt vor sich sah, in der Husarenuniform mit dem kleinen Säbel und dem Helm auf dem Kopf, und auch den Major, der bereits gefallen war, und die Helds, die man abgeführt hatte, sowie Henriett, die getötet worden war, wie sollte der Wachposten auch ahnen, daß Bálint sich den Kopf darüber zerbrach, wohin die Pfeilkreuzler wohl die Stephans-Krone verschleppt hatten?

Zeichnung: Karl Fischer

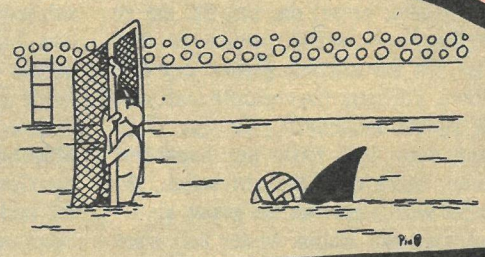
Aufführung

Das Geplantsche ist die reinste Walkerei, das Wasser hat

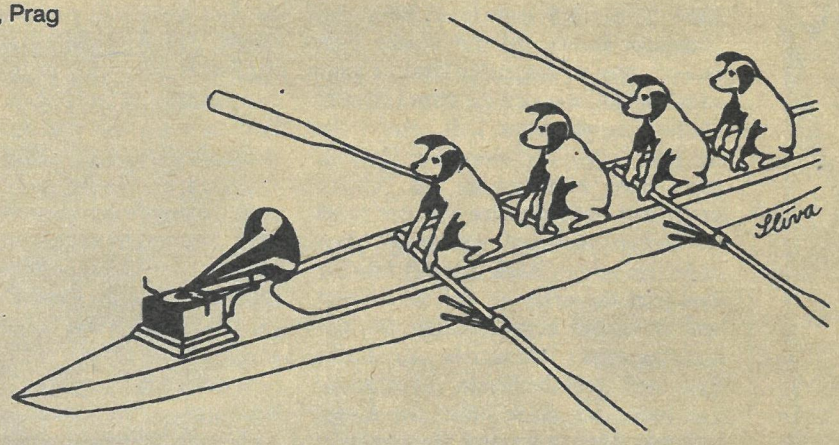


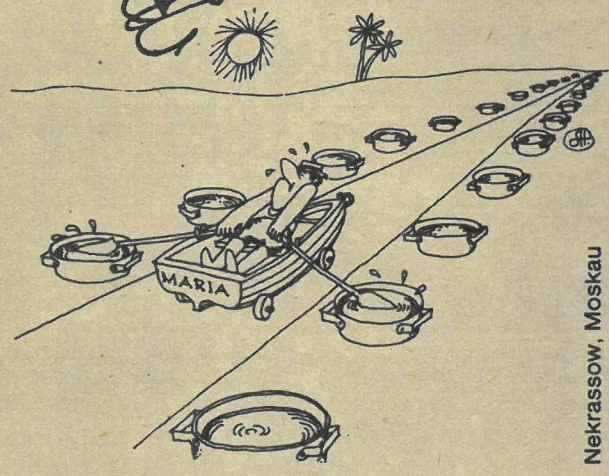
Der schönste Augenblick am Tag ist doch der, wo man morgens unter der Brause hervorkriecht und das Wasser von einem abtropft. Was dann noch kommt, taugt eigentlich nicht mehr viel.
Tucholsky

Fuglewicz, Wroclaw



Sliva, Prag

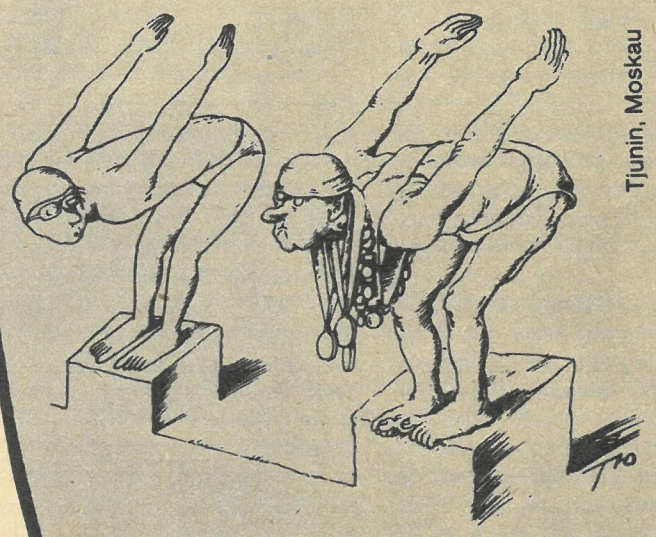




Nekrassow, Moskau

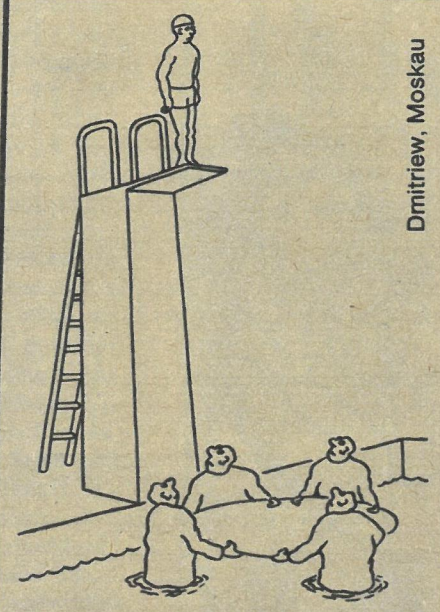
Je seichter der Strom, desto wilder die Wellen. japanisch

Wer Perlen will, der muß ins Meer sich stürzen. Johann Wolfgang Goethe

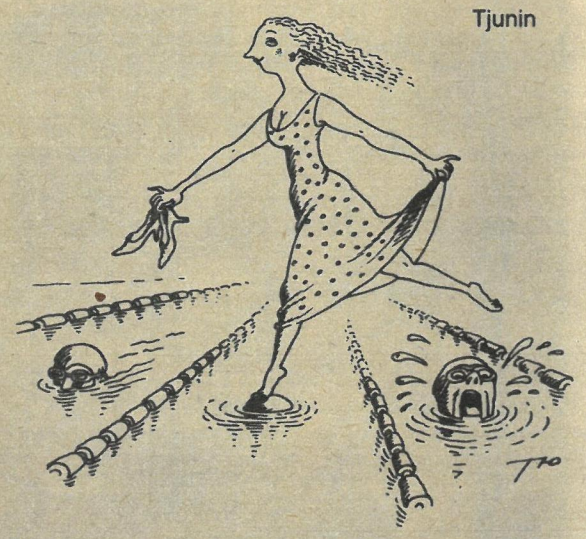


Tjunin, Moskau

In deutschen Badeanstalten müssen auch Glatzköpfe Kappen tragen. Hans-Dieter Schütt



Dmitriew, Moskau

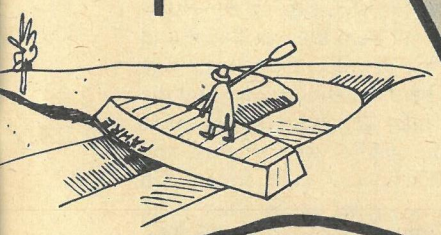


Tjunin

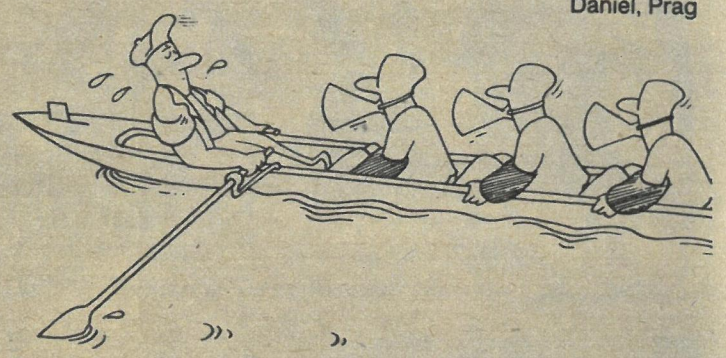
Ein guter Start ist auch ein Ziel. H. D. Schütt

Kasanewski, Kiew

Besser die eigene Wanne als das fremde Faß. Sprichwort



Daniel, Prag

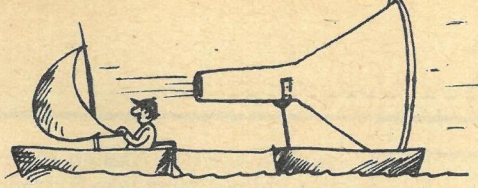


Trau keinem stillen Wasser und keinem stillen Mann.

Segeln ist eine Kunst, die ohnehin nicht jeder begreift. Ludwig Turek

Wie weit ist es von

Zähne und verdünnisiert tagein, tagaus unser Herz. Petron



Istvan Örkény

Der Erlöser

Vormittags um zehn beendete der Autor sein neues Drama. Am Abend hatten ihm noch zwei schwere Szenen bevorgestanden. Er schrieb die ganze Nacht hindurch. Dabei kochte er wenigstens zehn Kaffee und marschierte wenigstens zehn Kilometer in dem engen Hotelzimmer auf und ab. Trotzdem fühlte er sich jetzt so frisch, als hätte er keinen Körper, so glücklich, als hätte sich das Leben verschönt, und so frei, als hätte die Welt aufgehört zu sein.

Er kochte noch einen Fekete, spazierte zum Ufer hinunter und suchte den Bootsführer.

„Bringen Sie mich ein wenig aufs Wasser hinaus, Onkel Volentik?“ fragte er.

„Bitte, nehmen Sie Platz“, sagte der Bootsführer.

Der Himmel war bedeckt, es wehte aber kein Lüftchen. Wie ein riesiges Glimmerspatblatt, so glatt und grau und schimmernd war der See. Onkel Volentik ruderte mit schnellen, aber kurzen Schlägen, wie es auf dem Balaton üblich ist.

„Was meinen Sie?“ fragte der Schriftsteller, als sie bereits ein gutes Stück gerudert waren. „Kann man vom Ufer aus noch bis hierher sehen?“

„Man kann noch“, sagte der Bootsführer.

Sie ruderten weiter. Die roten Dachziegel des Hotels verschwanden langsam hinter den Bäumen. Vom Ufer war nur noch das Grün, vom Zug nur noch der Rauch zu sehen.

„Bis hierher auch noch?“ fragte der Schriftsteller.

„Bis hierher auch noch“, sagte der Bootsführer.

Nur das Platschen der Ruder war zu vernehmen; vom Ufer erreichte sie kein Laut mehr. Die Häuser, die Häfen und die Wälder waren verschwunden. Nur mehr noch eine Linie wie ein Bleistiftstrich zeigte das Ende des Sees an.

„Kann man auch jetzt noch bis hierher sehen?“ fragte der Schriftsteller.

Der Bootsführer blickte sich um: „Bis hierher nicht mehr“.

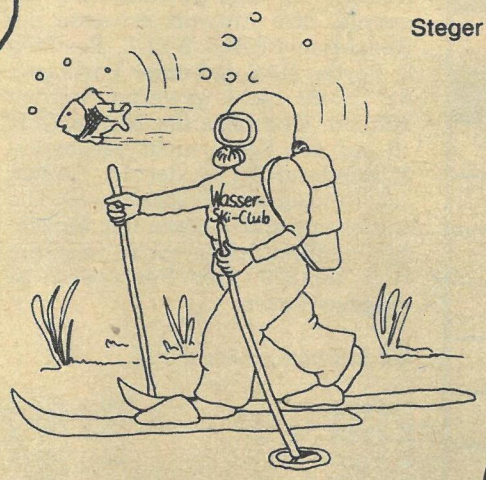
Der Schriftsteller zog die Sandalen aus und stand auf. „Ziehen Sie die Ruder ein, Onkel Volentik“, sagte er. „Ich versuche, ein wenig auf dem Wasser zu gehen.“

Aus: „Gedanken im Keller“, Eulenspiegel Verlag Berlin

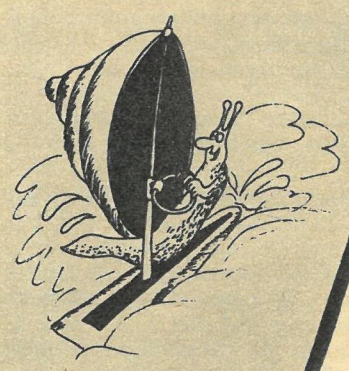
Pawelec

Kalt Wasser ist gut wider die Unkeuschheit

Steger



Mancher kann sich vom Wassersport nur eine verschwommene Vorstellung machen. M. Hinrich



Der-große-S(chl)urf-Schneck von Steger

Es gibt viele
Leute,
die ins Wasser
springen und
versuchen,
nicht naß zu
werden.
Aber gibt
es nicht auch
viele,
die versuchen,
naß auszusehen, obwohl
sie wasserscheu sind?

J. Brězan

Camping

Es war eine Eva in Egeln,
die wollte so gerne
mal segeln;
doch Willibald-Paul,
behäbig und faul,
der lag bloß im Zelt und
las Hegeln.

R. P.

Expertise am Meer

Das Wasser schwillt, das Wasser rinnt,
die Sonne lacht zum Spaß.
Am Strand hockt Kunstexperte Blind
mit einem scharfen Glas.

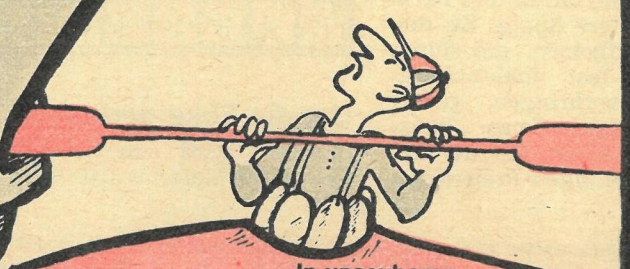
Er sieht nicht Pflanze noch Getier,
sieht auch kein Wasserspiel;
er hat ein Fräulein im Visier,
genauer: ihr Profil.

Das steigt und fällt im Wellengang.
Der Kunstfreund strahlt vor Glück.
‚Oh Aphrodite‘, stöhnt er bang,
‚kehr bald an Land zurück!‘

Und als er noch mit Blicken zielt,
bekommt er einen Schock:
Was er für frühe Klassik hielt,
ist reines Hochbarock.

Rudolf Pöhlig

Wer das Wasser nicht ehrt, ist einen guten Tropfen nicht wert, meinen Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik).



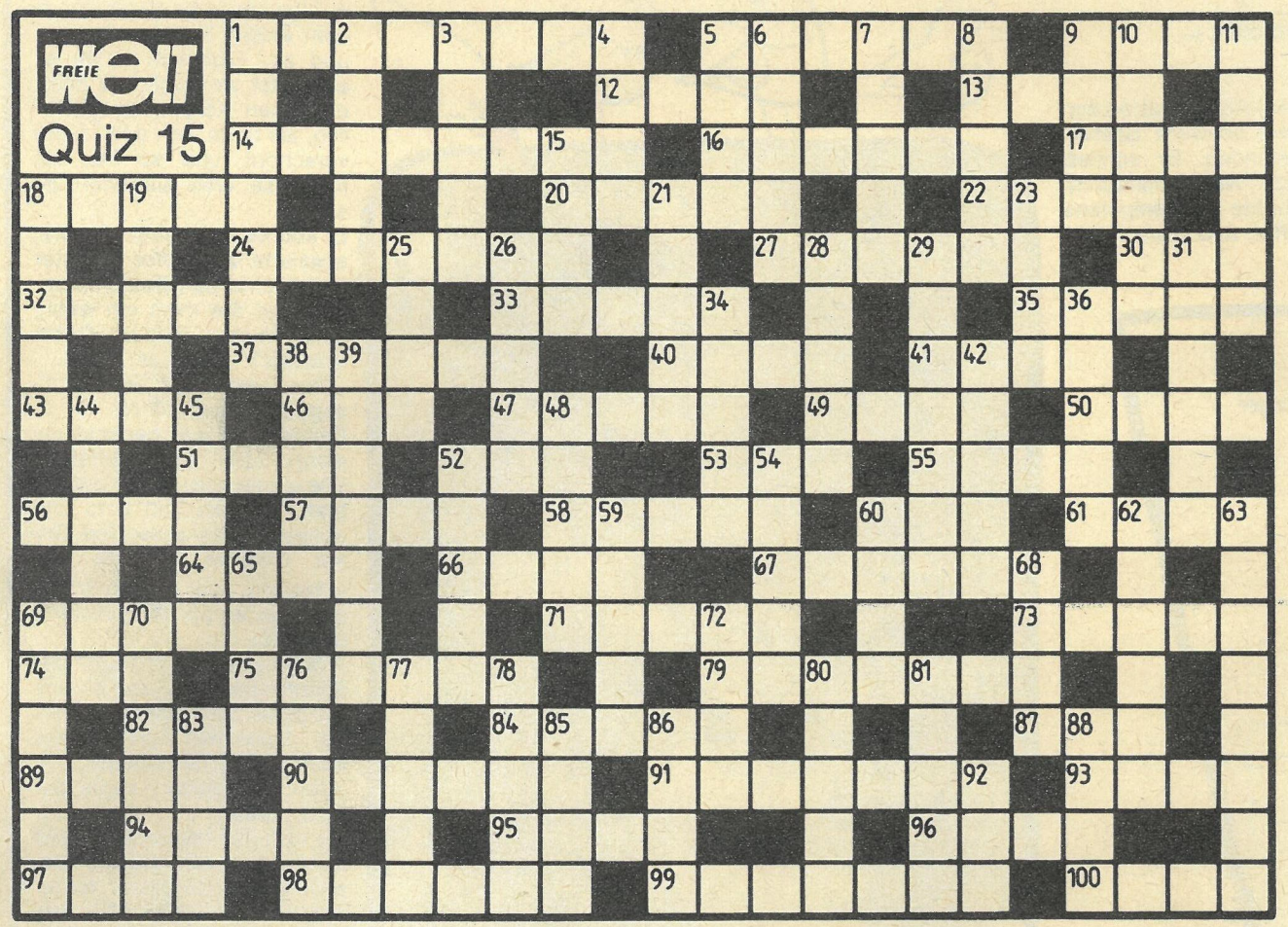
2 Wochenspruch

In unsauberen Wassern kann man sich nicht reinwaschen.

Verwässerte Reden sind die trockensten. Hans-Dieter Schütt

Wer rudert, sieht den Grund nicht. Wilhelm Busch

einem Mann zu einer Frau! Aber das ist schön, in eine Frau wie in ein Meer zu tauchen. Kurt Tucholsky



47	27	14	20	97	7	57	37		95	2	19	49	75	83	45	93	99	67

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Zierpflanze, Schwertliliengewächs, Siegwurz, 5. Ziergewächse (Oberbegriff), 9. Zierpflanze, Schwertlilie, 12. alte spanische Münze, 13. Ausweglosigkeit, 14. Gewürz- und Arzneipflanze, Lippenblütler, 16. tropische und subtropische Pflanze in Wüsten oder Halbwüsten, 17. deutsches Künstlerbrüderpaar, das Meisterwerke der barocken Sakralkunst in Bayern schuf, 18. Tagesabschnitt, 20. Stadt im Bezirk Potsdam, 22. Nationalgetränk der Japaner, 24. gelbes Baumwollgewebe, das nach einer Stadt im Osten Chinas benannt ist, 27. rätselhafter Ausspruch, 30. Tongeschlecht, 32. Laubbaum, 33. Hauptschlagader, 35. Hafenstadt in Japan, 37. Helfer in der Not, 40. Weinanbaustadt in Italien, 41. engl.: begegnen, treffen, 43. Stadt in den Niederlanden, 46. Binnengewässer, 47. Pflanzenteil, 49. Schlag, 50. Gestalt aus „Wallenstein", 51. weibliche Bühnenrolle, 52. alter türkischer Titel, 53. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 55. Weinernte, 56. rumänischer Maler und Karikaturist (gest. 1958), 57. Laubbaum, 58. Gestalt aus „Der Bettelstudent", 60. Aussehen, Miene, 61. Nichtfachmann, 64. Fluß in Italien, 66. Ölpflanze, 67. Flugkörper, Geschoß, 69. Gestalt aus „Der fliegende Holländer", 71. Wundausfluß, 73. Gattung (Biol.), 74. Leichtmetall (Kurzw.), 75. Verlängerung eines Mastes (seem.), 79. Zierpflanze, Nachtschattengewächs, 82. Sportwette, 84. Zupfinstrument, 87. Schienenfahrzeug (Kurzw.), 89. Brunnen (dicht.), 90. Zierpflanze, Frühjahrsblume, 91. vorderasiatische Fruchtbarkeits- und Liebesgöttin, 93. österreichischer Physiker (gest. 1916), 94. griechischer Buchstabe (alte Schreibweise), 95. Windrichtung, 96. Fluß in Bulgarien, 97. russischer Männername, 98. Lenkvorrichtung, 99. Tochter Agamemnons (griech. Sage), 100. Pflanzenkrankheit.

Senkrecht: 1. Fachmann auf dem Gebiet des Anbaus von Gemüse und Zierpflanzen, 2. chemisches Element, Halbmetall, 3. inselreicher See in Finnland, 4. Gestalt aus „Der Drache", 5. feststehendes Seezeichen, 6. Steppenart in Südamerika, 7. Kopfbedeckung hoher geistlicher Würdenträger, 8. Ei der Laus, 9. Staat in Vorderasien, 10. wohlriechende Zierpflanze, 11. linker Nebenfluß der Wolga, 15. Männername, 18. Zierpflanze, Schnittblume, 19. Zierpflanze, Blumenrohr, 21. Verbrechen, 23. dickfleischiges afrikanisches Liliengewächs, 25. Grube, Loch (Mundart), 26. Teil von Blüten, die durch Wind bestäubt werden, 28. hinter- bzw. nebeneinander angeordnete Einzelstücke, 29. strauchige Zimmerpflanze aus Japan, Teegewächs, 31. Karpfenfisch, 34. Sommer- und Herbstblume, 36. Pflanzenteil, Stengel, 38. Volk in der Sowjetunion, 39. Zuchtform einer wohlriechenden Blume, 42. DDR-Politiker (gest. 1979), 44. Bezeichnung für Kräuter mit stachliger Beblätterung, 45. französischer Revolutionär (gest. 1793), 48. großblütige Blume, 52. Beweisstück, Bescheinigung, 54. Röstvorrichtung, 59. negativ elektrisch geladenes Masseteilchen, 60. Gerät zur Speicherung elektrischer Energie (Kurzw.), 62. Arzneipflanze, Bergwohlverleih, 63. Arzneipflanze, Hahnenfußgewächs, 65. Wanderpause, 68. Ringelwurm, 69. Arzneipflanze, Lippenblütler, 70. Biberratte, Sumpfbiber, 72. erzählende Versdichtung, 76. Edelstein, 77. Flüssigkeitsrest, 78. Flachland, 80. Getränk, 81. Jurist, 83. Quellfluß der Schilka, 85. eine der Kleinen Sundainseln, 86. grüner Schmuckstein, 88. Gestalt aus „Abu Hassan", 92. Nebenfluß des Arno.

In den Sommermonaten ist die Blütenpracht in den Gärten und Parkanlagen besonders üppig. Zu den artenreichen Pflanzen, die durch Züchtung ein fast unabsehbares Sortiment hervorbringen, gehört auch die Staudenpflanze Phlox oder Flammenblume. Mit der Lösung unseres heutigen Preisrätsels suchen wir den Namen einer Sorte der Phlox-Paniculata-Hybriden, die von dem bekannten Züchter Karl Foerster entwickelt wurde. Die Staude, in deren Namen auch der Ort ihrer Züchtung enthalten ist, bringt ihre hellachsrosa Blumen in der ersten Augusthälfte zur vollen Blüte.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 15 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 16. August 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 18/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

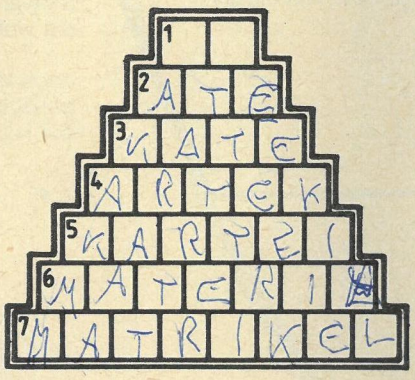
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25 Mark

Rätselpyramide

Ausgehend vom ersten gefundenen Rätselbegriff ist von Zeile zu Zeile jeweils ein Buchstabe hinzuzunehmen und durch Schütteln das nächste gesuchte Wort nachfolgender Bedeutung zu bilden:

1. ungarischer Maler und Grafiker (gest. 1975), 2. englischer Bauernführer des 16. Jahrhunderts, 3. ärmliches Bauernhaus ohne Hofstätte (norddt.), 4. zentrales sowjetisches Pionierlager auf der Krim, 5. Zettelkatalog, 6. Handelsgegenstand, Ware, 7. Aufnahmeverzeichnis von Studenten eines Studienjahres.



Um die Ecke gedacht

Gesucht wird ein treuherziges, harmloses Malerutensil.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

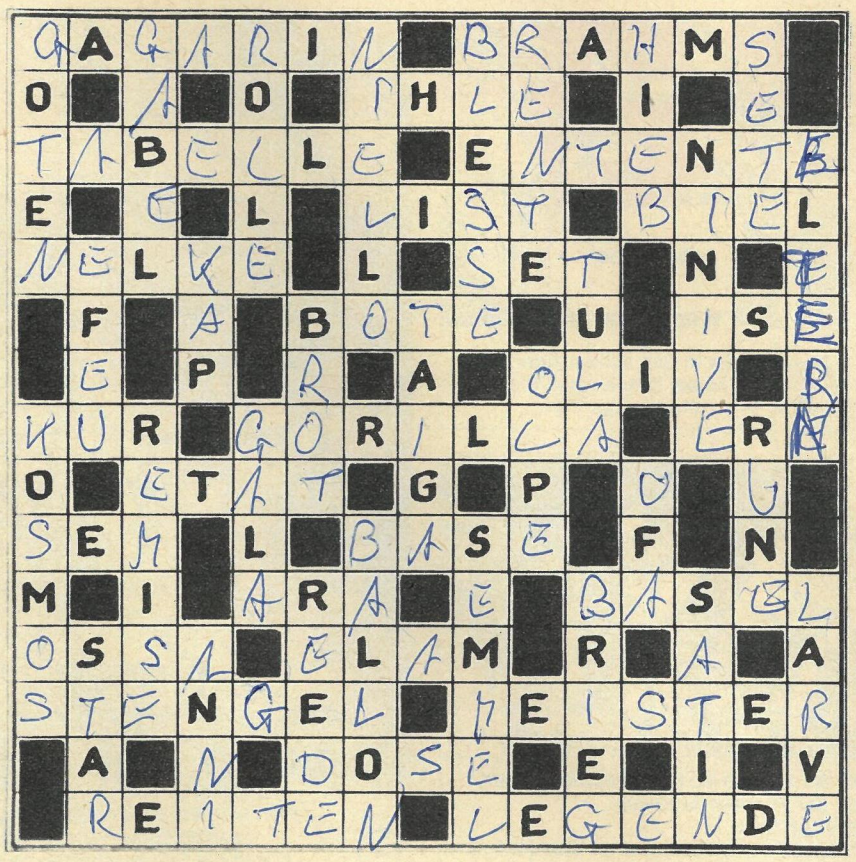
Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48

Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb

Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:



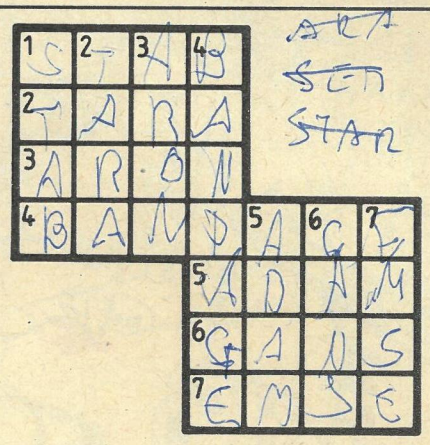
1. Gestalt aus „Die Kinokönigin", 2. Papagei, 3. gas- oder luftgefüllter Körper, 4. Cousine (veraltet), 5. Stadt in der Schweiz, 6. weißer Stirnfleck, 7. Nachrichtenüberbringer, 8. deutscher Komponist (gest. 1897), 9. Grundnahrungsmittel, 10. kleines Behältnis, 11. Kletterpflanze, 12. altorientalischer Staat, 13. Erziehungsberechtigte, 14. lockeres Staatenbündnis, 15. Hausflur, 16. Staatshaushalt, 17. Teil des Eßbestecks, 18. erster Kosmonaut, 19. Festkleidung, 20. ein Gasgemisch, 21. größter Menschenaffe, 22. germanischer Volksstamm, 23. norwegischer Komponist (gest. 1907), 24. Schlag, 25. Hohlhering, 26. Nebenfluß der Aller, 27. Landspitze, 28. All, Weltraum, 29. Heilverfahren, 30. Gesichtsmaske, 31. Zeichenerklärung auf Landkarten, 32. Winkelzug, 33. Unteroffiziersdienstgrad bei der Polizei, 34. Blume, 35. Metallschmucktechnik, 36. Hauptstadt von Assyrien (Altert.), 37. Farbton, 38. Stadt im Sauerland (BRD), 39. Gebirge in Griechenland, 40. Schiffsliegeplatz vor dem Hafen, 41. Pferdesport, 42. Geräte-, Wagenschuppen (veraltend), 43. Fluß in Italien, 44. Anspruch aus der Sozialversicherung, 45. Turnübung, 46. feines Gewebe, 47. kleinster Bestandteil der Wortbedeutung, 48. Brötchen, Schrippe, 49. Serie zusammengehöriger Dinge, 50. Hafenstadt in Südfrankreich, 51. Singvogel, 52. Pflanzenteil, 53. listenförmig angeordnete Zusammenstellung, 54. größtes Waldgebiet der Erde, 55. Heldenstadt der Sowjetunion (südl. v. Moskau), 56. Hauptstadt der Baschkirischen Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik.

Vorsetzrätsel

Jedem der nachfolgenden Wörter ist so ein Buchstabe voranzusetzen, daß sich neue Begriffe ergeben:
Racker – Ader – Eiter – Mir – Parte – Bart – Orden – Raute – Ocker – Karte – Angel – Rebus.
Bei richtiger Lösung ergeben die neu vorgesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – den Namen einer artenreichen Zierpflanze.

Magische Figur

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen:
1. militärisches Führungsorgan, 2. Vorsatz bei Einheiten, 3. Titelgestalt einer Oper von Schönberg, 4. Stützvorrichtung bei körperlichen Gebrechen, 5. Gestalt aus dem Schauspiel „Der zerbrochene Krug", 6. Haustier, Geflügel, 7. Ameise.



Damespiel 100

Erstens kommt es anders…

Den im Zwei-Jahres-Rhythmus stattfindenden Weltmeisterschaften im Internationalen Damespiel gehen die Zonenturniere voraus. Einem solchen Turnier der Afrikazone entstammt das Fragment einer Partie, die Habib Khane aus Senegal (Weiß) gegen G. Medard (Elfenbeinküste) gewann. Habib ist ein ausgesprochener Kombinationsspieler und gewinnt meist durch Überraschungsschläge. Auch Medard trifft ein Blitz aus heiterem Himmel…

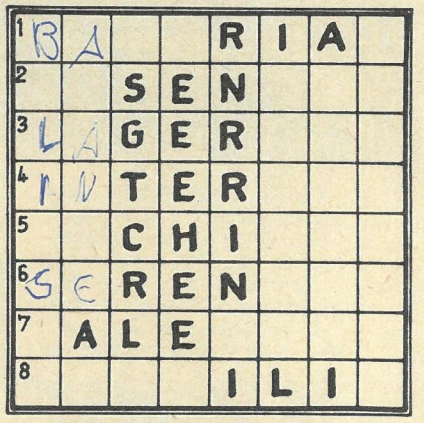
Stellen Sie folgende Position auf: Weiß – 31, 37, 27, 22, 38, 33, 34, 40, 45; Schwarz – 26, 16, 6, 12, 23, 9, 24, 20, 10. Es geschah: **41. …23–28** (Schwarz war überzeugt, daß Weiß 42. 22–18 28:30 43. 18:7 30–34 44. 40:29 24:42 45. 37:48 26:37 spielen müsse, doch erstens kommt es anders und zweitens als man denkt) **42. 37–32! 28:30 43. 40–34! 26:17 44. 34:3 10–15 45. 38–33 15–20 46. 3:25 12–18 47. 25–3 – 1:0.**

Vom Kern zum Wort

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind jeweils waagerecht in die Figur einzutragen:

1. Arzneipflanze, 2. Kreisstadt im Bezirk Erfurt, 3. schwedische Schriftstellerin (gest. 1940), Autorin des Kinderbuches „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen", 4. Studentenwohnheim, 5. russischer Admiral (gest. 1855), unter dessen Führung im Krimkrieg die türkische Flotte besiegt wurde, 6. kleines Ständchen, Abendmusik, 7. finnisches Nationalepos, 8. Bezirksstadt in Ägypten.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben – von oben nach unten gelesen – den Namen eines russischen revolutionären Philosophen und Kunsttheoretikers, der 1848 verstarb.



Auflösungen aus Heft 14/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Kama (23), Tabulator (14), Adler (5), See (32), Ilse (38), Eton (49), Akte (43), Mitra (30), Ems (3), Ade (29), Sekt (4), Eder (64), Legat (24), Rosine (42), Lapis (10), Elsa (56), Anker (26), Riga (17), Ebene (22), Milano (11), Lenné (37), Etat (41), Rabe (61), tan (46), Eis (60), immun (7), Star (45), Plan (31), Eire (44), Ute (27), Niete (16), Elektrode (35), Asyl (13).

Senkrecht: Krim (28), Mast (2), Ader (15), Tee (55), Artek (62), Urne (52), Aras (53), Ostade (54), Reede (9), Libelle (19), Asti (21), Misere (6), Erg (48), Traktor (20), Entree (63), Gas (59), Apatit (50), Salami (58), Agentur (34), Inn (12), Blei (36), Met (39), Mantel (18), Taste (8), Aland (47), Erik (51), Spur (57), Meta (25), Mies (33), Nell (1), nie (40).

Vorsetzrätsel: (O)lein – B(rand) – (E)loge – R(inge) – (O)mega – (N)abel – Oberon.

Verbundenes: Motorroller.

Einer fehlt: Ar(k)al – Ar(a)gon – Le(n)in – Es(t)er – Ra(a)be – Ma(t)te – Si(e)gel – Kantate.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Levade, 3. Nina, 4. Kokon, 5. Leder, 6. Anser, 8. Tutti, 9. Tete, 10. Gorale, 11. Tenne, 12. Viper, 13. Version, 14. Belag, 16. Sago, 17. Abart, 18. Niederschlag.
Senkrecht: 1. Lena, 2. Dekoder, 3. Niva, 5. Leser, 6. Antigone, 7. Lette, 9. Television, 11. Tenno, 13. Verlag, 14. Begonie, 15. Unart, 17. Abschlag.

Füllrätsel: 1. Rosine, 2. Tropen, 3. Marone, 4. Nimrod, 5. Torero.

Wörter in Kreisen: 1. Strak, 2. Tatar, 3. Datei, 4. Armee, 5. Ramm, 6. Amado, 7. Semit, 8. Imme, 9. Email, 10. Stint, 11. Niere, 12. Elter.

Auflösung des Kreuzworträtsels Quiz 12 (Heft 12/1989)

Waagerecht: 1. Oberon, 4. Murmansk, 9. Till, 13. Tunis, 14. Ester, 16. Tee, 17. Imker, 19. Elan, 20. Konus, 22. Riese, 24. Dido, 25. Laura, 27. Siel, 28. Trio, 29. Man, 30. Ilona, 33. Eeden, 35. Miere, 38. Bar, 39. Mine, 41. Areg, 43. Elba, 45. Air, 46. Beil, 48. Ares, 50. Lerida, 52. Pore, 54. Nase, 56. Igor, 57. Neer, 58. Arad, 60. Alpaka, 61. Maes, 62. Text, 63. Tat, 64. Lena, 66. Eber, 69. Ural, 72. Ute, 74. Adria, 76. Alois, 79. Amati, 80. cal, 83. Ahne, 84. Stan, 85. Harfe, 88. Emir, 90. Talar, 92. Tatra, 93 Oman, 94. Inari, 95. Goa, 96. Arasi, 97. Stint, 98. Krake, 99. Alai, 100. Kaukasus, 101. Rakete.

Senkrecht: 1. Odessa, 2. Entree, 3. Ohre, 5. Usedom, 6. Maid, 7. Stele, 8. Kura, 9. Tier, 10. Islam, 11. Leningrad, 12. Sterne, 15. Eile, 18. Moore, 20. Krim, 21. Neon, 23. Ster, 26. Ufa, 31. Lido, 32. Nebel, 34. Dame, 36. Iler, 37. Elle, 38. Barren, 40. Finale, 42. Gage, 44. Beet, 45. Aar, 47. Lake, 49. Rose, 51. Datum, 52. Petschora, 53. Rat, 55. Sana, 56. Iasi, 57. Nero, 59. Anat, 65. Adler, 67. Bantam, 68. Elea, 70. Rastral, 71. Litauer, 73. Tor, 75. Aargau, 77. Isar, 78. Strafe, 79. Antike, 81. Lhasa, 82. Senta, 86. anti, 87. Fink, 89. Mira, 91. Lava.

Lösung: Bratsker Stausee

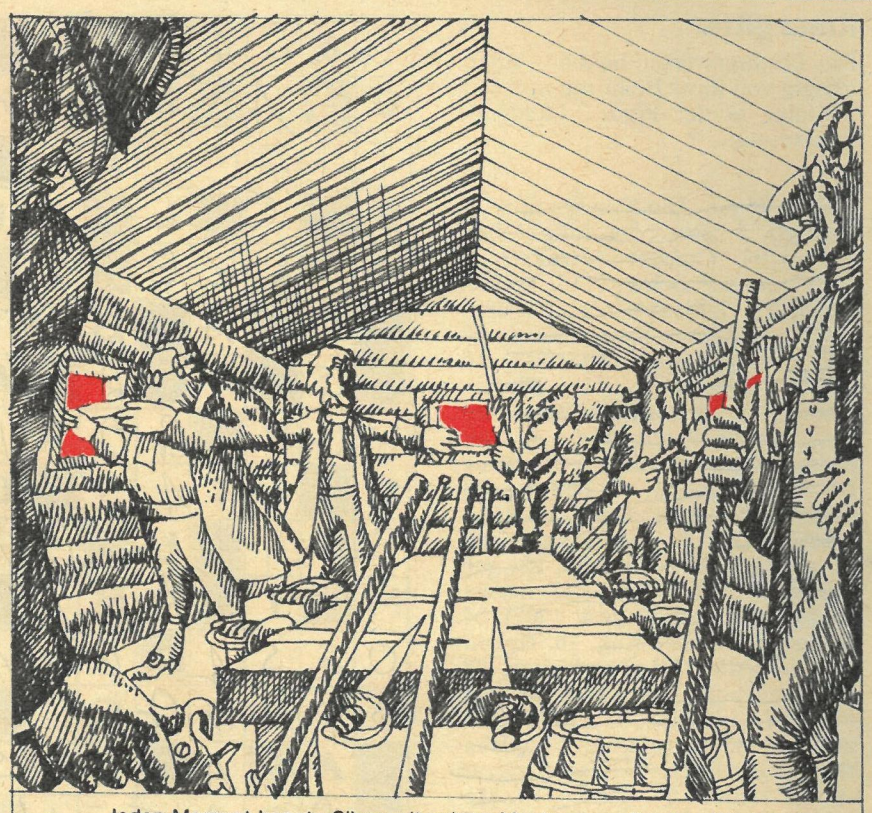
Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Martha Glade, Gera, 6500
2. Preis:
75,– M Bernd Lautenschläger, Ilsenburg, 3705
3. Preis:
50,– M Brigitte Bethke, Leipzig, 7030
4.–8. Preis:
je 25,– M K. Krause, Halle, 4020; H. Schulz, Eisenhüttenstadt, 1220; D. Pruntsch, Greifswald, 2200; Frank Remdt, Bad-Frankenhausen, 4732; Ewald Doll, Ludwigslust, 2800.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

DIE ATTACKE

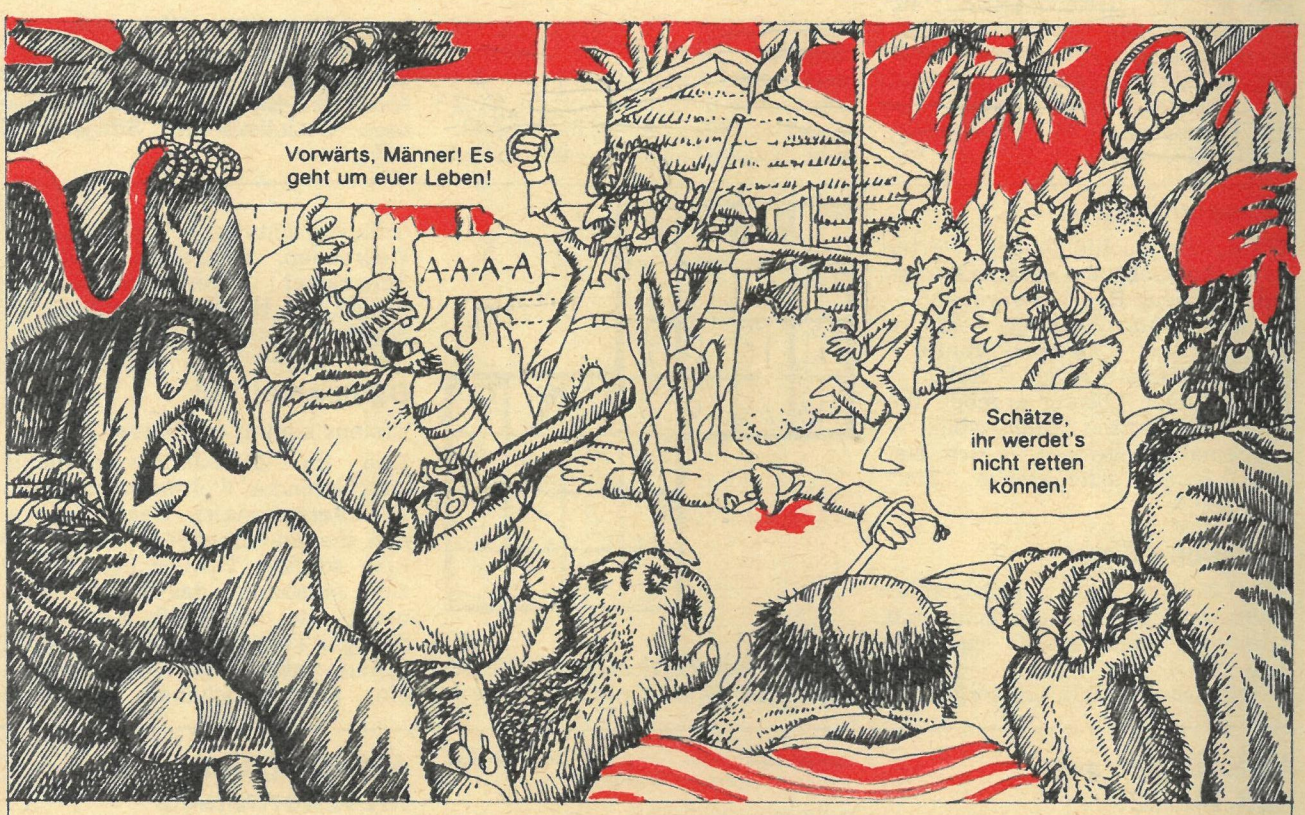
1 Bis in den späten Abend hinein beschossen die Piraten das Fort.

2 Das erste Schiff, das ich je verlor! Wir werden es zurückerobern. Doch wir haben wenig Zeit, der Proviant ist knapp. Ich hoffe auf zwei mächtige Verbündete: den Rum und das Malariafieber, das die Banditen aus den Sümpfen anfallen wird und gegen das sie keine Medikamente haben.

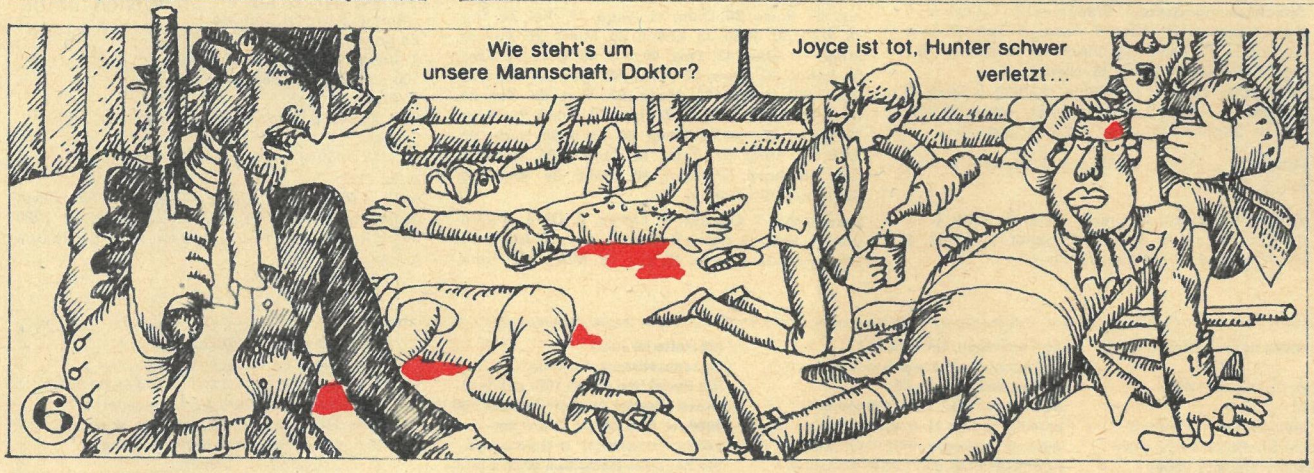


3 Jeden Moment konnte Silver mit seinen Meuterern auflanden. Wir besaßen zwanzig Gewehre und etliche Dolche zu unserer Verteidigung. Durch die Schießscharten beobachteten wir aufmerksam die Gegend.

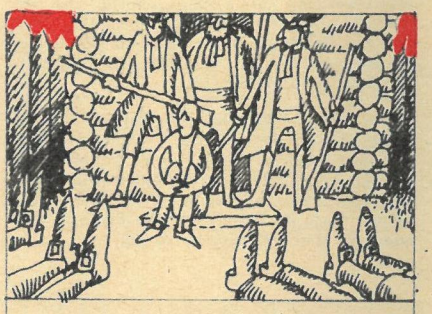
4 Gelingt es den Piraten, den Palisadenzaun zu überwinden, sind wir so gut wie verloren, sie werden uns abknallen wie tolle Hunde. Vier Mann als Wache an die Schießscharten, die anderen ruhen sich aus. Nach zwei Stunden ist Wechsel.



5 Bitterkalt dämmert der Morgen herauf. Wildvögel flogen auf, irgend etwas hatte sie gestört. Und dann hörten wir vom nahen Sumpf ein immer näher kommendes, merkwürdiges Patschen. „Silvers Leute", flüsterte der Kapitän, und da pfiffen auch schon die ersten Flintenkugeln ums Fort. Die nächsten Minuten gingen in Kampf, Blitz und Knall unter.



6



7 Auch Kapitän Smollet war verwundet, unsere Truppe also ziemlich dezimiert. Und jeden Moment konnten die Meuterer erneut angreifen!

Frei nach dem gleichnamigen Roman von R. L. Stevenson, gezeichnet von Andrej Nekrassow aus Moskau.

Einem Erfinder der Neuzeit wird das Wort zugeschrieben, jede geistige Errungenschaft sei ein Prozent Genie, der Rest Arbeit im Schweiße des Angesichts. Professor Dr. Schäperclaus, führender Fischereiwissenschaftler, der dieser Tage in Berlin-Friedrichshagen seinen neunzigsten Geburtstag beging, drückt sich sachlicher aus; er spricht von der 70-Stunden-Arbeitswoche, die ernsthafte wissenschaftliche Tätigkeit heute von ihren Ausübenden „zumindest ..." erfordere.

Fische en gros

Fischereiwissenschaft ist eine verhältnismäßig junge Disziplin, die den Agrarwissenschaften zugehört und wie diese in enger Wechselwirkung mit der Praxis steht. Forschungsarbeit muß sich in der Fischproduktion widerspiegeln, sonst wird sie ihrer Aufgabe nicht gerecht. Nach solchem Grundsatz hat Professor Dr. phil. Wilhelm Schäperclaus stets gehandelt und gelehrt. Was ihm, auch international, wissenschaftliche Anerkennung verschaffte und das hohe Ansehen begründete, das er seit Jahrzehnten bei Fischern wie Fischzüchtern unseres Landes genießt.

Geboren am 10. Juli 1899 in Hagen/Westfalen, war er nach dem Studium der Naturwissenschaften in Münster und München zunächst an der Fischereibiologischen Abteilung der Landwirtschaftlichen Versuchsstation in Münster tätig. 1925 folgte er seinem Lehrer, Professor H. H. Wundsch, nach Berlin-Friedrichshagen, wo seine Arbeiten über Fischkrankheiten und die teichwirtschaftlichen Untersuchungen ihren Anfang nahmen. Am heutigen Institut für Binnenfischerei, das er später (1959–1964) als Direktor leitete, wurden in engem Zusammenwirken mit der fischereilichen Praxis viele Fragen bearbeitet, die Grundlagen zur Steigerung der Fischproduktion schufen.

Die Ergebnisse der Forschungen fanden ihren Niederschlag in mehr als zweihundert Publikationen, die sowohl neue wissenschaftliche Erkenntnisse vermittelten als auch dem Praktiker die erforderliche Anleitung boten. Das „Lehrbuch der Teichwirtschaft" wurde in verschiedene Sprachen übersetzt; große Bedeutung, vor allem für die berufliche Ausbildung, erlangte der „Grundriß der Teichwirtschaft". Die Erfahrungen des Jubilars und seiner Mitarbeiter auf dem Gebiet der Fischpathologie bilden einen wesentlichen Inhalt des Buches „Fischkrankheiten", das demnächst in 5. Auflage erscheint.

Neben fundierter Sachkenntnis und Fleiß zählt bei wissenschaftlicher Arbeit nicht zuletzt die Fähigkeit, das Notwendige wie das Mögliche rechtzeitig zu erkennen und sich auf Wesentliches zu konzentrieren... Wilhelm Schäperclaus erkannte früh, daß Teichwirtschaft und Fischzucht große Möglichkeiten für eine Intensivierung des Produktionsprozesses besitzen. Auf den von ihm geschaffenen Grundlagen aufbauend, gelang es den Fischwirten der DDR, in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren die Erträge der Karpfenteiche der DDR von weniger als 600 kg/ha auf über 1500 kg/ha zu erhöhen; Spitzenerträge liegen bei 10 000 kg/ha. Damit folgt man auch bei uns dem weltweiten Trend zur intensiven Nutzung der Gewässer, zur Aquakultur, die große Zukunftsaussichten besitzt.

Gerade für einen Vertreter der angewandten Wissenschaften ist es wichtig, Erfahrungen aus anderen Regionen auf ihre Eignung im eigenen Bereich zu prüfen. So waren Studienreisen ins Ausland für Wilhelm Schäperclaus immer Anlaß zu Überlegungen, ob dort gewonnene, in der Praxis bewährte Erkenntnisse nicht auch im eigenen Land nutzbar gemacht werden könnten. Im Jahre 1962 hatte er Gelegenheit, sich mit den Methoden der sowjetischen Binnenfischerei, vor allem der Teichwirtschaft, vertraut zu machen. Dabei wurde er erstmalig auf pflanzenfressende Cypriniden (Karpfenähnliche), unter anderem den Silberkarpfen, aufmerksam, die – in Europa weitgehend unbekannt – in der Sowjetunion bereits damals eine fischwirtschaftliche Rolle spielten. Wilhelm Schäperclaus erkannte deren Potenzen auch für unsere Binnengewässer; diese Fische nehmen zu einem erheblichen Teil pflanzliches Plankton auf, das fast überall reichlich vorhanden ist und sonst von keiner heimischen Fischart in nennenswertem Umfang verzehrt wird. Erste Veröffentlichungen verbreiteten keine Euphorie, sondern wiesen sachlich auf zahlreiche noch offene Probleme bei der Nutzung dieser fernöstlichen Fischarten hin, zum Beispiel den Aufwand für die Vermehrung unter dem Klima Mitteleuropas.

Inzwischen, nach fast drei Jahrzehnten, läßt sich eine Zwischenbilanz ziehen. Der Silberkarpfen und der später gleichfalls aus der UdSSR eingeführte Marmorkarpfen haben sich als „echte Treffer", als wertvoller Neuzugang zu den Wirtschaftsfischen unserer Binnengewässer erwiesen. Die Entwicklung bis zum heutigen Stand war keinesfalls glatt und problemlos; jedoch kann als sicher gelten, daß nach dem Karpfen und der Regenbogenforelle (die erst seit reichlich hundert Jahren Bestandteil unserer Fischfauna ist und ihre Einführung ebenso der Weitsicht verdienter Persönlichkeiten verdankt) die beiden neu eingebürgerten Arten schon in den nächsten Jahren mengenmäßig die dritte Position bei den Fischerträgen einnehmen werden.

Zusätzlich haben sich in jüngster Zeit Erkenntnisse ergeben, die bei mancher noch vorhandenen Schwierigkeit dringlich für eine verstärkte Produktion von Silber- und Marmorkarpfen in unseren Gewässern sprechen. Die Fische, die in Polykultur (gemeinsam mit Karpfen) aufgezogen werden, tragen nicht nur zur Erhöhung der Hektarerträge ohne zusätzlichen Futteraufwand bei, sie sind auch ein wichtiger Faktor für die Intensivierung unserer Karpfenproduktion überhaupt. In Teichen wie auch in Seen können durch Besatz mit diesen Fischarten Ertragssteigerungen erzielt werden, die anders nicht möglich wären. Außerdem wurde festgestellt, daß jene „Fremdlinge" von ihrer chemischen Zuammensetzung her hervorragende Eigenschaften als diätetisches menschliches Nahrungsmittel aufweisen, dem Bluthochdruck entgegenwirken. Mit der Aufzucht von Silber- und Marmorkarpfen wird nicht nur hochwertiges, wohlschmeckendes Eiweiß produziert, durch regelmäßigen Verzehr kann gleichzeitig dem noch immer wachsenden Risiko von Herz-Kreislauf-Erkrankungen begegnet werden. Dieser Beitrag der Fischwirtschaft zur Volksgesundheit ist Gegenstand wissenschaftlicher Zusammenarbeit mit den Zentralinstituten für Herz- und Kreislaufforschung Berlin-Buch sowie für Ernährung Potsdam-Rehbrücke.

Wilhelm Schäperclaus wirkte auf vielen Ebenen für die Binnenfischerei. Als Ordentliches Mitglied der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR (seit 1957), akademischer Lehrer an der Humboldt-Universität (von 1956 bis 1964 als Professor mit Lehrstuhl) wie auch in zahlreichen ehrenamtlichen Gremien war er engagierter Sachwalter, fachlich kompetenter Berater, Lehrer und treibende Kraft. Seine Leistungen wurden unter anderem mit der Verleihung des Nationalpreises für Wissenschaft und Technik sowie des Vaterländischen Verdienstordens gewürdigt. – Viele, die heute in Wissenschaft oder Praxis der Fischerei unseres Landes an verantwortlicher Stelle tätig sind, schulden Professor Schäperclaus Dank für ein Lebenswerk, das fortwirkend Beispiel und Ansporn darstellt.

Werner Steffens

Foto: Detlef Christel

Sportlich die Fäuste geballt und los: Der stumme Sparringspartner ist geduldig

Ring frei zur ersten Runde!

Zugegeben: Nicht jeder von uns verfügt über das glückliche Naturell, Dinge, die ihn aufbringen – und die können ja bekanntlich vielfältigster Natur sein – lächelnd einzustecken und in aller Ruhe mit sich abzumachen.

Wir kennen es alle: Manchmal genügt eine Kleinigkeit, oft schon ein unbedachtes Wort, und unser Adrenalinspiegel gerät in Wallung. Obwohl er sich relativ schnell wieder einpegelt, setzt sich Verstimmung fest. Im günstigsten Falle kann man diese sofort wieder vergessen, bei empfindlicherer Gemütslage köchelt sie ein wenig vor sich hin, wächst an und wirkt sich auf unsere gute Laune aus. In ganz ernsten Fällen mausert sie sich zur Grund(ver)stimmung.

Unsere Großväter und vereinzelt auch -mütter machten ihre Aggressionen beim Holzhacken produktiv. Wer heute in ländliche Gegenden reist und die kunstvoll zu Rundbauten geschichteten Brennholzvorräte in Gärten und Höfen in Augenschein nimmt, kann sich ungefähr ausmalen, was sich dort abspielt. Für Bewohner von Neubauwohnungen mit winzigem Kellerraum und – wegen der Zentralheizung – nur begrenzter Verwendung von Brennholz ist dieser Hinweis allerdings auch nicht sonderlich nützlich.

Was in uns arbeitet, bricht sich in der Kaufhalle, im Bus oder hinter dem Steuer eines Autos Bahn. Da das lebensgefährlich werden kann, bleibt letztendlich nur die Sphäre der eigenen vier Wände.

Weitaus unproblematischer

sähe das alles aus, wenn jeder über einen Punchingball oder wenigstens über einen personengebundenen Sandsack verfügte. Das wäre viel angenehmer als der Umstand, daß mancher seine Zeitgenossen dazu benutzt.

Auf dem Gebiet des Sports gibt es da – leider bislang nur für das Boxtraining – die erfreulichsten Entwicklungen. Der stumme Sparringspartner reagiert sehr flexibel, kann aber – und das ist nun wirklich von entscheidendem Vorteil – nicht zurückschlagen. Eine Lage, in der sich gewiß jeder selbst schon einmal befunden hat.

Wäre es da nicht schön, wenn einem beim abendlichen Nachhauskommen so ein anschmiegsamer Kamerad entgegenfedert?

Schon die Jüngsten könnten daran trainieren. Man könnte sich seiner Familie und seinen Kollegen als ruhiger, ausgeglichener und aufmerksamer Partner empfehlen und sich alles, aber auch alles für diesen einen Moment aufsparen. Im Nu stünde der Alltagskampf auf der Basis des Massensports, und der Massensport, wer wüßte es nicht, ist anregend und gesund. Selbst für den Fall, daß eines Tages eine olympische Disziplin daraus wird, wären wir gut gerüstet. Vor allem, weil wir selbst den Zeitpunkt wählen können, in dem wir das Handtuch werfen.

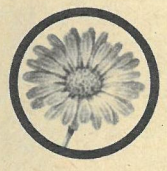
Andreas Püschel (Text)
Ulrich Burchert (Fotos)

Eßbare Blüten

Leuchtende Ringelblume

Auf fast allen Böden gedeiht die Ringelblume oder Ringelrose (Calendula officinalis). Ihren Namen erhielt sie nach den ringförmig eingerollten Früchten, die sich nach dem Verblühen in großen Mengen bilden. Trotz ihrer weiten Verbreitung ist die Pflanze nicht heimisch, sondern wurde im frühen Mittelalter aus Südeuropa in die Klostergärten nördlich der Alpen eingeführt. Den Sommer über säten die Mönche regelmäßig einen neuen Satz aus, um ständig frische Blumen zu haben. So kam es, daß alle vier Wochen auf neuen Beeten die gelben oder orangefarbenen Blüten aufleuchteten. Das verschaffte dem Korbblütengewächs den lateinischen Gattungsnamen „Calendula" nach dem Begriff „Calendae", was Anfang des Monats bedeutet. Bereits damals diente die Ringelblume zur Herstellung von Heilmitteln. Der Botaniker Adam Lonitzer empfahl im Jahre 1582: „Das Pulver von Blumen in Baumöl gewikkelt / und auff Zähn gelegt / stillet das wüten." Und 1551 berichtet Bocks Kräuterbuch, daß Ringelblumen als Liebeszauber galten: „Etliche Weiber treiben superstition damit / brauchen sie zu der bulschaft" und tragen die Wurzeln in einem violettseidenen Tüchlein bei sich. Ob das geholfen haben mag? Später glaubte man, die Blumen seien gegen Krankheiten wirksam, die mit gelben oder roten Verfärbungen einhergingen. Ringelblumentee sollte gegen Gelbsucht, Rotlauf bei Schweinen und blutige Milch bei Kühen helfen. Wissenschaftlich sind diese Auffassungen der sogenannten „Sympathiemedizin" nicht zu vertreten. Doch der Heilwert der Pflanze ist noch heute unbestritten. Karotine, Harze, Schleimstoffe, organische Säuren, Saponine und andere Wirkstoffe verleihen frischen und getrockneten Ringelblumen beruhigende, Blutdruck senkende und Bakterien tötende Wirkung. In der Volksmedizin wendet man Aufgüsse und Tinkturen bei Blutergüssen, Muskel- und Sehnenzerrungen an. Salbe bewährt sich bei offenen Wunden, Geschwüren und Hautausschlägen. Dazu vier bis sechs Gramm Preßsaft aus frischen Blumen mit 30 Gramm ungesalzener Butter, frischem Schweineschmalz oder Vaseline mischen und auf die betroffene Stelle streichen. Bedeutung hat die Ringelblume auch als einjährige Gartenblume. Niedrige Sorten erreichen eine Höhe bis zu 30 Zentimetern und eignen sich gut als Topf-, Schalen- und Balkonpflanzen. Zur Schnittblumengewinnung sind hohe Sorten bis zu 60 Zentimeter Höhe günstiger. Entfernt man die Fruchtstände vor der Samenreife, läßt sich die Blütezeit verlängern. Doch nicht nur als Heilpflanze und Blütenschmuck dient die Ringelblume. Ihr bitterlich-aromatischer Geschmack wird zum Beispiel in Moldawien geschätzt.

Zum Ausprobieren drei Vorschläge:

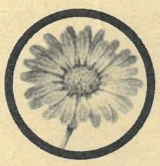


Erbsen mit Ringelblumen

200 Gramm Erbsen zwei Stunden quellen, mit heißem Wasser übergießen und weichkochen, 75 Gramm Margarine hinzugeben. Die Speise mit Salz abschmekken. Vor dem Servieren mit Zungenblüten von etwa zehn Ringelblumen und fein geschnittenem Zwiebellauch überstreuen.

Gurkensalat auf moldawisch

Eine Gurke mittlerer Größe schälen und raspeln, mit 1 Eßlöffel geschnittenem Zwiebellauch, 1/2 Eßlöffel Dill, 1 Eßlöffel Strahlenblüten von Ringelblumen und 2 Eßlöffeln saurer Sahne vermischen. Mit Salz und etwas Pfeffer abschmecken. Diesen Salat vor dem Auftragen mit Ei garnieren.



Ringelblumen-Fruchtgetränk

In 300 Milliliter Wasser 1 Eßlöffel getrocknete Ringelblumen 30 Minuten kochen, 12 Stunden ziehen lassen und abseihen. Diesem Aufguß die gleiche Menge Süßmost zusetzen und mit Honig nachsüßen. So man Quitten hat – dieser Most eignet sich besonders gut.

Annegret Räuber

Wir sind dabei

Mit einigen Büchern meines verstorbenen Mannes versuche ich ein wenig mitzuhelfen, da auch uns sehr geholfen wird – ich bin schwer-, mein Sohn ist schwerstbeschädigt.

Eva-Maria Knockmuß, Westeregeln

Der Affe hat schon eine weite Reise hinter sich. Er wurde von einem Kubaner aus einer Kokusnuß geschnitzt. Ich kaufte ihn auf dem Markt in Havanna.

Detlef Mann, „Arkona", Warnemünde

Ich habe wieder meine Krimis zusammengesucht und hoffe, sie finden ihre Käufer. Für mich ist dieser Trubel leider nichts mehr, aber es würde mich doch interessieren, ob Sie alles loswerden oder ob es Sachen gibt, die nicht so gefragt sind.

Gerda Schulz, Fürstenwalde

Wir sagen ganz ehrlich: Getragene Kleidungsstücke und sperrige Bastelarbeiten können wir nicht so gut verkaufen, dafür ist an diesem Tag wohl das Gedränge zu groß. Aber sonst: Je bunter unser Angebot, um so größer der Kaufreiz. Deshalb freuen wir uns über jede Spende. Ganz gleich, ob es solche literarischen Evergreens sind wie „Das Gespenst von Canterville" oder eine Sammlung der schönsten deutschen Balladen des 19. Jahrhunderts, ob „Klingenschmidts Witwen" oder „Das Raubtier im Dschungel". Auch die Raritätenecke füllt sich, als Beispiel aus einer farbigen Kartenserie der Wettbewerb mit dem berühmtesten Brüsseler Wahrzeichen. Und daß der Kokosaffe aus Übersee zu uns kam, lasen Sie schon... Päckchen und Pakete erbitten wir an die Adresse:

Redaktion FREIE WELT,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin, 1026.

Geldspenden überweisen Sie bitte auf das
Postscheckkonto Berlin
7199-68-17717
Code: 4193-122

Und bitte jede Sendung mit dem deutlichen Vermerk versehen: FREIE WELT – Solidarität 1989.
Jeder fünfte Spender erhält eine FW-Sonderausgabe „Rätselheft". Bei allen Spendern bedanken wir uns in der Spenderehrenliste.

Unser Dank

...für Solidaritätsspenden gilt heute: Fam. Nowak, Erfurt; Hans Auge, Schneeberg; Kerstin Schnegula, Rostock; Helga Schumann, Jena; Paul Korschewsky, Leipzig; Roller, Dresden; Hildegard Wollmann, Leipzig; Werner Zwerschke, Kohren-Sahlis; Plagemann, Berlin; Lieselotte Ollhof, Neugersdorf; Marianne Kühne, Annaburg; A. Büchner, Berlin; Fam. Hellthaler, Zwickau; Ilse Wohlgemuth, Kleinmachnow; Charlotte Drechsler, Lugau; H. Lukschanderl, Halle-Neustadt; Sabine Nake, Dresden; Fam. Knockmuß, Westeregeln; Anni Szymanski, Wetterzeube-Schleckweda; Gerda Schulz, Fürstenwalde; Seibt, Bad Liebenwerda; Ilse Büchner, Görlitz; Susanne Mroske, Zittau; Klaus Schulze, Berlin; Gisela Grotenthaler, Rangsdorf; Martha Jancke, Zinnowitz; Marianne Reichelt, Lüttow; M. Apfelbaum, Dresden; L. Tewrenz, Potsdam; Gudrun Milz, Auerose; Eva Gerstmeier, Berlin; E. Preibisch, Saalfeld; Norbert Helmchen, Berlin; A. Rassek, Zwickau; Lisbeth Petzold, Dresden; Käte Wiedmann, Freital; Sonja Richter, Rostock; E. Otto, Anklam; Susanne Kriebel, Seehausen; L. Binnewerg, Dresden; Charlotte Herrmann, Leipzig; Gertrud Seidel, Oelsnitz; Lieselotte Semiskar, Gera-Lusan; Irene Topfstedt, Erfurt.

Für grünen Wald und klares Wasser

Die Reportage über den Stausee bei Josefův Důl hat mich interessiert. Zweimal stand ich mit meinem Mann bereits auf der Staumauer („Alles klar am Bergsee?", FW 12/89). Überhaupt ist das Isergebirge sehr schön, aber die Wälder haben schon großen Schaden genommen.

Waltraud Trömmler, Hermsdorf

Die Gegend um unseren Fichtelberg illustriert ebenfalls solche Zusammenhänge zwischen Luftbelastung, rauhem Klima und Anfälligkeit für Schädlinge.

Kurt Schöwe, Karl-Marx-Stadt

Im Bericht werden Umwelteinflüsse und damit verbundene Wasserprobleme deutlich. Wasser ist doch ein Gut, das nicht unerschöpflich ist! Besonders in unserer Republik nimmt der Verbrauch enorm zu. Sparen kann nur eine Devise sein. Erfreulich, daß etliche Großbetriebe damit begonnen haben. Jeder Bürger ist natürlich ebenfalls dazu aufgefordert.

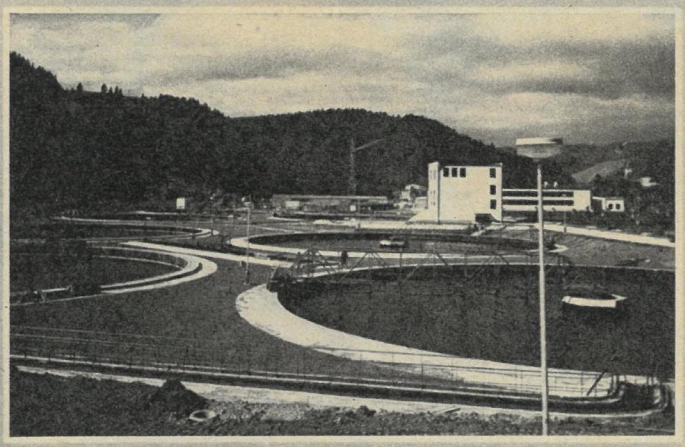
Peter Hoffmann, Dessau

Mich hat der konsequente Kampf für die Reinheit des Trinkwassers aus dem Isergebirge, an dem sich auch Prag laben will, beeindruckt. Das Wasser kann sich ja bis zu einem gewissen Grad selbst reinigen. Wenn aber diese Grenze überschritten ist?

Inge Schreiber, Leipzig

Dann können Kläranlagen dem Wasser seine ursprünglichen Eigenschaften zurückgeben. Doch sollten sie nicht erst der Behebung bereits angerichteten Schadens dienen, sondern schon vorher die Abwässer von Industriebetrieben und Ortschaften reinigen. Bis 1990 wird ihrem Ausbau in der ČSSR ein großer Teil der zehn Milliarden Kčs zugeführt, die für die Gesundung der Gewässer vorgesehen sind. Die Aufnahme zeigt die größte Kläranlage der Slowakei in Ružomberok.

Klaus Hurrelmann



Weiche Landung an der Elbe

Auch wir hatten Besuch von einem Weltallspezialisten („Von der Milchstraße an die Spree", FW 9/89): Raumfahrtkommandant Generalmajor Wladimir Wassiljewitsch Kowaljonok. Auf einem Meeting sprach er zum gesamten Schulkollektiv. Wir Mitglieder des fakultativen Kurses „Russische Konversation" und des Klubs der internationalen Freundschaft „Martin Krause" gestalteten ein Kulturprogramm – natürlich auf russisch. Am schönsten war das gemeinsame Singen. Zum Abschied sagte unser Gast, er hätte sich bei uns so wohl gefühlt wie bei einer weichen Landung.

Sabine und Simone Schwerdtfeger, E.-Großmann-OS Krippen

Entgegenkommend

Ein Herz für Sammler zeigt FREIE WELT mit dem Geschichtsbuch in Fortsetzungen von Jürgen Jessel („Zeugenvernehmung", ab FW 24/88) durch den Abdruck auf den Mittelseiten.

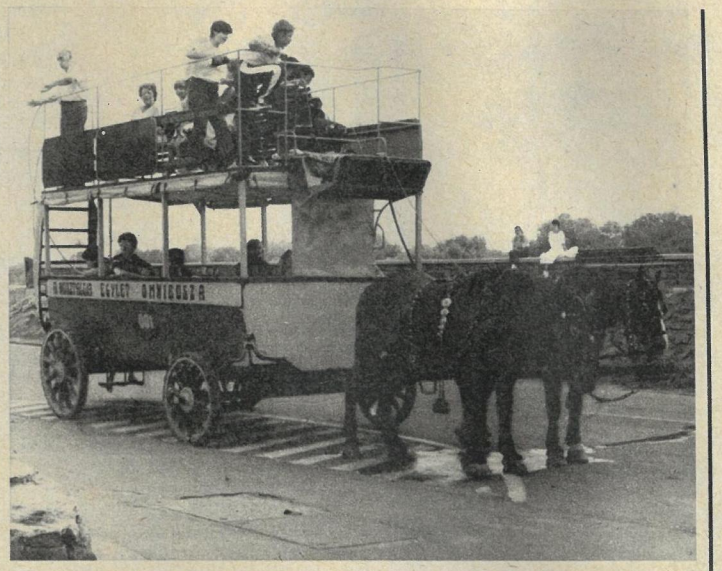
Hans Auge, Schneeberg

Bestürzend

Daß man in westlichen Ländern nie aufgehört hat, gegen die UdSSR und mit ihr befreundete Staaten aufzutreten, verwundert uns nicht mehr. Dennoch empfinden wir es als bestürzend, wenn man solche Dinge so konkret wie in Dr. Julius Maders Beitrag „Iwan alias Viktor" erfährt (FW 11/89).

Familie Pellegrini, Dresden

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Detlef Christel, Hans Müller, ORBIS, Karl-Heinz Rudolf; Repro aus „Das große Buch der Heilpflanzen", Artia Prag



Sommerfreuden

... aus dem Bilderbogen „Ein Foto aus unserem Leben": „Romantisch ist der Doppelstock-Pferdebus am Donauknie in Ungarn." – Brigitte Dreier, Berlin; „Vor 22 Jahren war Schwimmen noch kein Schulfach – mein Mann spielte Schwimmlehrer für unseren Jungen." – Brigitte Richter, Wilhelm-Pieck-Stadt Guben; „Krönung des Spreewaldausflugs war eine Kahnpartie." – Conny Ulpke, Eilenburg; „Vor fünf Jahren übernahmen wir einen Kleingarten, seitdem gehört die Kaffeestunde mit den Müttern zum Sommerspaß." – Irmgard Klose, Halberstadt.

Preisfrage

Heft 15/89

Was ist ein Tallymann?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 18/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 16. August 1989. Auflösung von Heft 12/89: Der Winter im Isergebirge (ČSSR) ist normal, wenn 3–7 Meter Schnee liegen. Wir gratulieren Familie Radke, Werder (Havel).

Unglaublich – oder?

Drei bis sieben Meter Schneehöhe – der Stift sträubt sich! Ich glaubte bisher, das Isergebirge gut zu kennen, weil ich dort aufgewachsen bin. Aber sieben Meter? Vielleicht an Schneewehen ...

Egon Friedrich, Hohenleuben

Ähnlich könnte man es mit Oberhofer Schneemengen vergleichen.

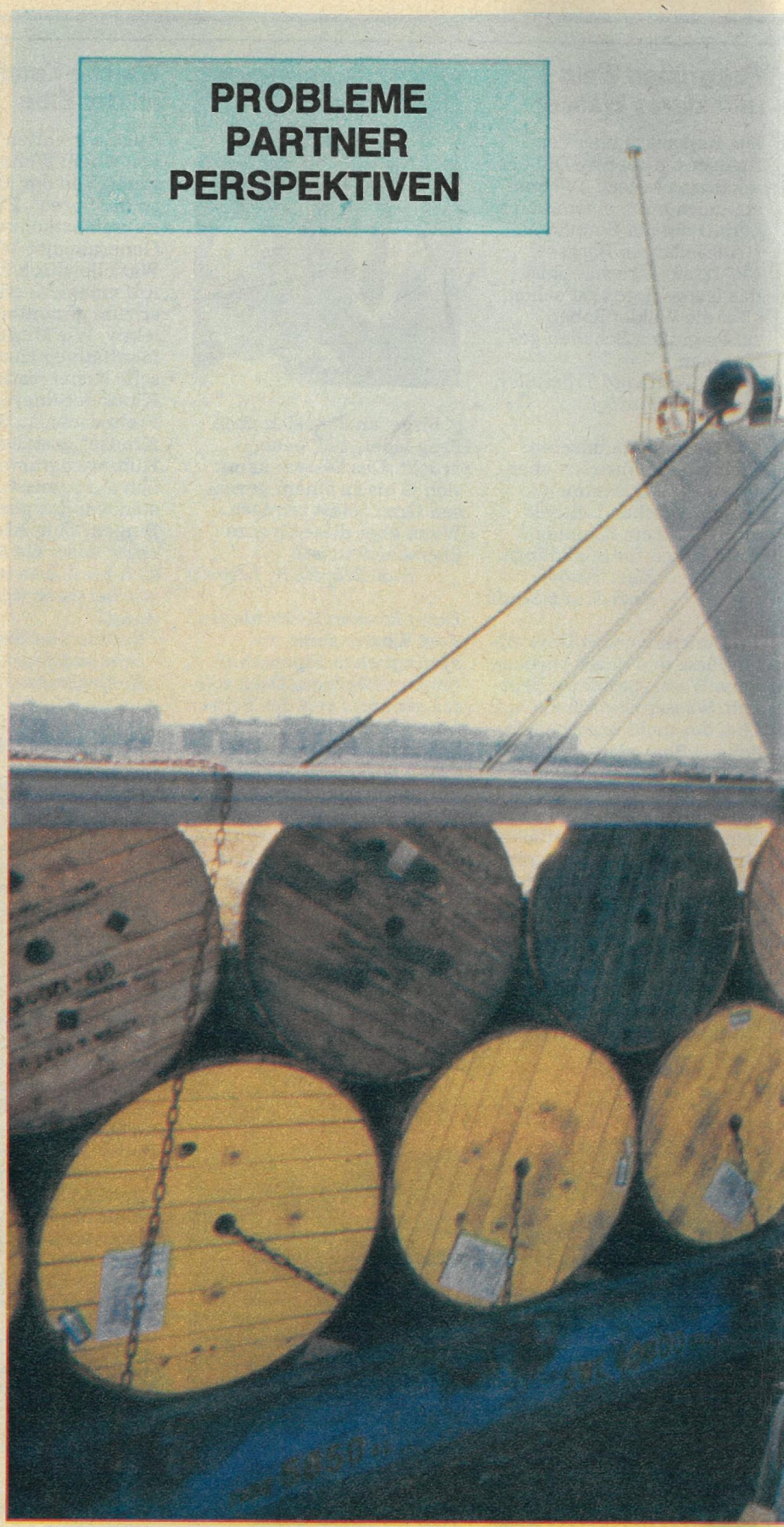
Siegfried Marohn, Luisenthal

Meine Mutter stammt aus Schmiedefeld am Rennsteig. In ihrer Kindheit erlebte sie haushohen Schnee. Man mußte sich dann aus der Dachluke heraus freischaufeln.

Erika Jäger, Erfurt

Mein Gott! Könnten sie uns dann nicht ein bißchen abgeben? Wenigstens so viel, um die Wintersaaten bei uns abzudecken ...

Erich Hoffmann, Brandenburg



PROBLEME PARTNER PERSPEKTIVEN

Mit sicherer Hand bringt Kapitän Holz (Bild rechts) sein Schiff, die MS „Kahleberg", mit der Backbordseite am Kai zum Liegen, das Heck auf 10 Zentimeter genau zur Rampe, über die seit 10 Jahren Stückgüter aus der DDR in die Sowjetunion und umgekehrt verschifft werden. Strahlend blauer Himmel, Musik dringt vom Schiff herüber, Seeleute gehen von Bord – für den Betrachter Anstoß zu Nostalgie und Romantik. Irrtum: Heutzutage ist dafür im Hafen wenig Platz, alles ist durchorganisiert, besonders bei Schiffen im Liniendienst. Unsere Reporter Hans Häber (Text) und Detlef Christel (Foto) erleben, wie nach dem Festmachen der „Kahleberg" Mannschaft und Stauerleute einen Wettlauf gegen die Uhr beginnen ...

UNIBALT – ein gefragter Liniendienst zwischen den Seestädten Rostock und Riga

Pünktlich 5 Uhr an der Tonne

Pünktlich 5 Uhr an der Tonne

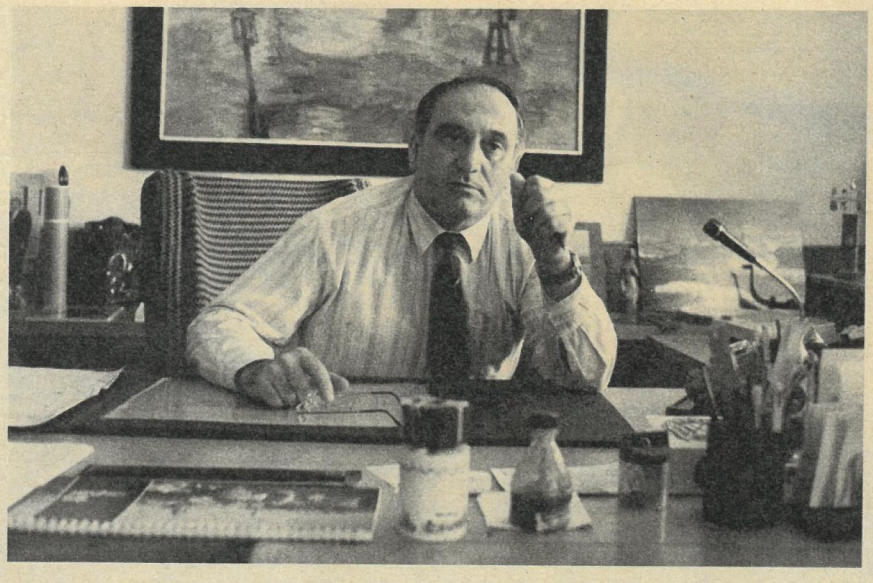
Es ist Dienstag, gegen 15 Uhr. Keine Viertelstunde vergeht, da öffnet die „Kahleberg", ein Ro/Ro-Schiff des VEB Deutfracht Seereederei, die fast sechs Meter hohe Heckklappe. Der Blick ist frei in den riesigen Bauch des 140 Meter langen und gut 23 Meter breiten Schiffes. Oberhalb der Rampe stehen Männer wie Ingo Eggers – 30 Jahre alt, Hafenfacharbeiter von der Pike auf – mit ihren Gabelstaplern und Terminalschleppern, um die Ladung von Bord zu holen. Sie sind die Stammfahrer vom Ro/Ro-Umschlag.

In dem Moment, wo das Heck mit der Rampe eine Ebene bildet und vom Schiff das Kommando kommt: „Wir sind bereit!" fahren sie an. Pausenlos. 550 Tonnen Papier, 200 Tonnen technische Güter, 165 Tonnen Werkzeugmaschinen, 84 Pkw und verschiedene Kleinteile sind zu löschen. „Die Fahrzeuge müssen rollen. Zeit ist nicht nur unser gutes Geld, sondern auch das des Partners in Riga. Wir sitzen sozusagen in einem Boot", erklärt Ingo Eggers.

Keine Chance für weitere Fragen an den Mann, der vor kurzem beim Erfahrungsaustausch im Murmansker Hafen ohne großes Training im Wettkampf um den besten Gabelstaplerfahrer gegen die starke einheimische Konkurrenz Platz drei belegte. „Egon ran!" und „Pressetermin ist jetzt nicht drin!" tönt es herüber. „Die Kollegen, ich muß fahren!" Ingo Eggers schwingt sich auf seinen Schlepper, legt den Gang ein und fährt mit Karacho ins Schiff.

Kapitän Holz schaut gleichfalls auf die Uhr. Dennoch räumt er uns die Zeit für ein Gespräch ein. Die Fahrt von Riga nach Rostock war gut, erfahren wir. Die Eisfahrten im Winter würden da wesentlich dramatischer verlaufen, Kapitän und Mannschaft ganz anders fordern. „Jetzt im Hafen", betont er, „geht es um ein schnellstmögliches Ent- und Beladen des Schiffes. Unser Segelplan – heute auch schlicht Fahrplan genannt – sieht einen Reiseumlauf von sieben Tagen vor, jeweils zwei davon sind Liegezeit in den Häfen."

Liniendienst, stellt der Kapitän fest, heißt so zuverlässig zu fahren, daß in den Häfen nach den Schiffen die Uhren gestellt werden können. Auf unsere zweifelnden Blicke reagierend: „Was unsere Linie betrifft, lege ich die Hand dafür ins Feuer. Übermorgen Vormittag laufen wir wieder beladen in Richtung Riga aus. Und am Sonnabend, pünktlich fünf Uhr, sind wir vor Riga an der Ansteuerungstonne."



Generaldirektor Dr. Artur Maul: Die Linie Rostock–Riga ist ein Gemeinschaftsdienst mit Zukunft. Schiffe und Häfen ermöglichen einen schnellen Haus-Haus-Verkehr

Ein Wettlauf gegen die Uhr, der die 26 Mann zählende Besatzung und die Leute vom Stau immer wieder herausfordert. Ihr Können, ihren Einsatz, ihr Organisationstalent auf See und an Land. Noch vor einem Jahr gab es Klagen seitens des sowjetischen Partners. Rostock packte es nicht, in zwei Tagen zu löschen und zu laden. Es fehlte an mobiler und stabiler Technik, das Zusammenspiel zwischen Schiffsmannschaften und Stauerleuten war nicht in jedem Falle optimal.

Das brachte nicht nur den Fahrplan durcheinander, sondern auch Verluste für die zwischen der Deutfracht/Seereederei (DSR) und der Lettischen Seereederei (LSC) im Jahre 1963 gegründeten gemeinsamen Linie. Bestückt mit einem Ro/Ro-Schiff und einem Containerschiff wurde sie 1979 in einen Finanzpool umgewandelt. Das bedeutet: Beide Reedereien arbeiten für die gleichen Tarife und nach abgestimmten Fahrplänen. Kosten und Gewinn werden geteilt.

☆

Auf dem Oberdeck der „Kahleberg" – nach dem höchsten Berg im Osterzgebirge benannt – treffen wir Jörg Ledabyll, Offizier für Schiffsbetriebsdienst, früher der Bootsmann auf den Schiffen. Der 38jährige Seemann, 15 Jahre lang auf großer Fahrt nach Asien, Afrika und Amerika, ist seit 1983 auf dem Ro/Ro-Frachter. „Wir machen unsere Arbeit so gut wir können. Mannschaft und Stauer sind heute ein gut eingespieltes Team. Wir verstehen uns auf Zuruf."

Auch die Stauer im Rigaer Hafen, berichtet er, legen sich jetzt mehr als früher ins Zeug. Umgestaltung, daß heißt für sie: Arbeit und Bezahlung nach Leistung! „Früher kam es schon ab und zu vor, daß der Käpt'n mit der Faust auf den Tisch hauen mußte, damit die Ware zügiger aufs Schiff kommt, die Warenbegleitpapiere schneller bearbeitet werden", bemerkt Jörg Ledabyll.

Als wir das Schiff verlassen, ist es 19 Uhr. Am Heck herrscht nach wie vor reger Betrieb. Die Stauer holen Stück für Stück aus der „Kahleberg", fahren über die Rampe, das Gaspedal durchtretend hoch zu den Stapelplätzen, Rallyefahrern gleich, scharf wendend, donnern sie wieder zurück, hinein in den riesigen Schiffsleib. Ein Halt gibt es für sie nur, wenn Nilda und Elvira, zwei junge hübsche Kubanerinnen, sie werden als Tallymann, in diesem Falle als Tallyfrau, – zu deutsch: Ladungskontrolleur – in Rostock ausgebildet, die Hand heben. Sie prüfen, ob die Warenbegleitpapiere, sie existieren nur einmal und begleiten die Ware beispielsweise vom Absender aus dem fernen Wladiwostok bis zum Empfänger in Karl-Marx-Stadt, exakt mit den Daten auf den Frachten übereinstimmen. Der Wettlauf gegen die Uhr geht auch für sie in der Spätschicht bis 22 Uhr.

☆

Tags darauf, früh, zum Gespräch mit Generaldirektor Dr. Artur Maul. Was die Linie Rostock–Riga angeht, zeigt er sich zufrieden, bei weitem aber nicht selbstzufrieden. Er nennt Fakten: 1976 wurden mit der gemeinsamen Linie 160 000 Tonnen Ladung mit Containern oder Ro/Ro befördert. Zehn Jahre später wies die Jahresbilanz schon 500 000 Tonnen aus. Und 1988 bezifferte sich die umgeschlagene Ware auf 517 000 Tonnen. In diesem Jahr sollen es 550 000 Tonnen sein.

Artur Maul verweist auf den Anstieg bei Containern. Beim Start 1977 waren es 1500. Im Jahr 1986 betrug die Anzahl 36 000 und im vergangenen Jahr 37 664. Damit liegt die Linie Rostock–Riga an der Spitze, vor den Containerdiensten der DSR nach Großbritannien und Kuba.

„Zwischen der DDR und der Sowjetunion gehen seit Jahr und Tag riesige Güterströme über See hin und her. 1989 wird das Volumen des seewärtigen Transportes beider Länder die Grenze von 11 Millionen Tonnen überschreiten. Das sind 74 Prozent ihres Warenaustausches", erfahren wir von Artur Maul. Der Generaldirektor sieht den Seeverkehr zwischen beiden Ländern als die wichtigste Lebensader für ihre Volkswirtschaften. „Jede Störung ist gleich eine Sondermeldung. Die Wirkungen bzw. die Auswirkungen unserer Arbeit auf die Wirtschaft sind außerordentlich groß", stellt er fest.

Artur Maul erinnert daran, daß es bereits 1257 zwischen den beiden Seestädten Handelsverbindungen gab. Rostocker ‚Rigafahrer', das ist belegt, fuhren damals schon russische Häfen an. Eine Sonderstellung nahm dabei die Ausfuhr von frischem Obst nach Riga, aber auch nach St. Petersburg und Reval ein.

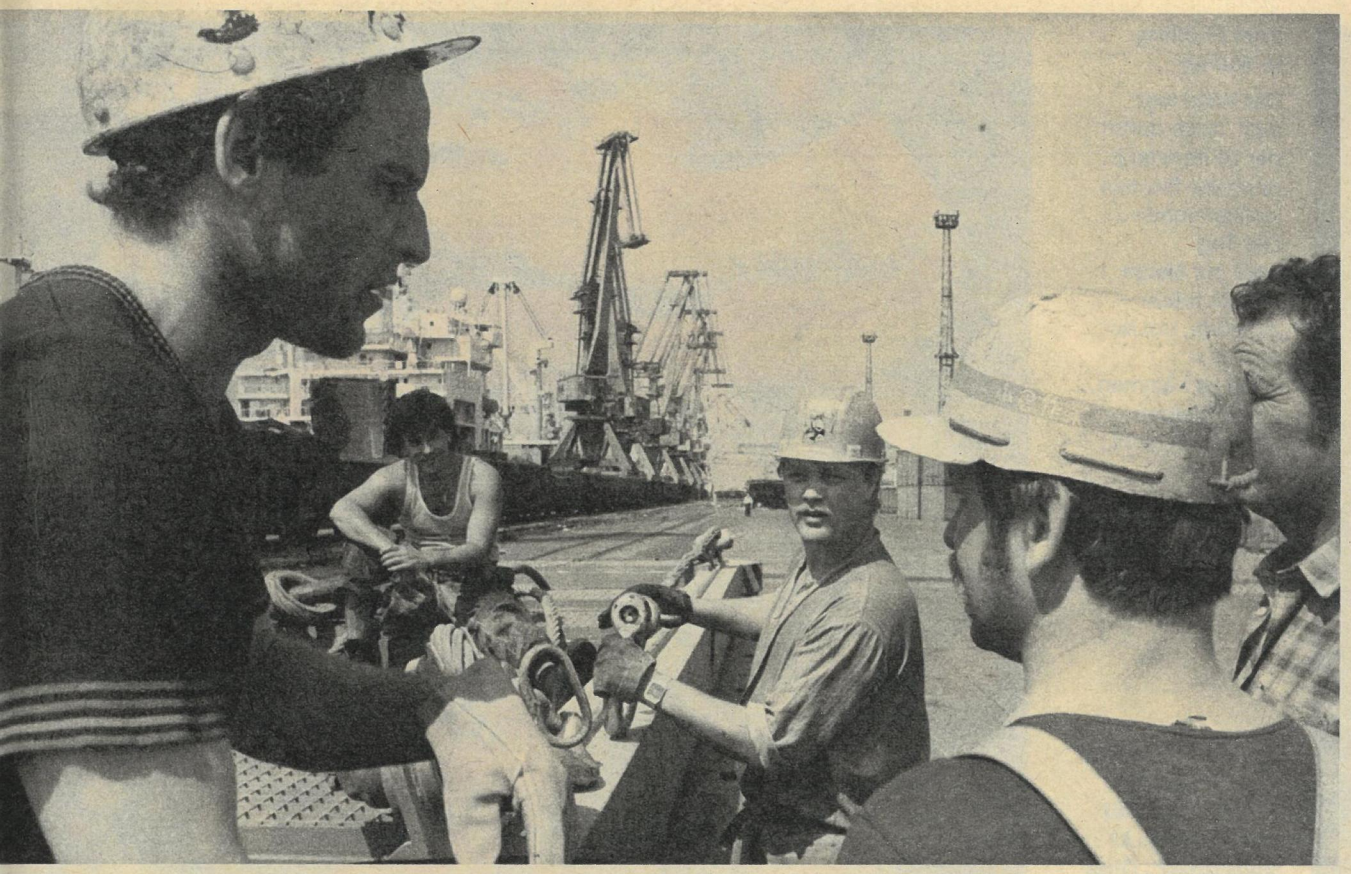
Anfang des vergangenen Jahrhunderts stellte sich ein Teil der Rostocker Flotte in den Dienst des Handels zwischen Rußland und England. Jedes Frühjahr nach der Eröffnung der Schiffahrt, wenn der Meerbusen von Riga eisfrei war, segelten sie in Ballast „frachtsuchend" dorthin. Dann luden sie landwirtschaftliche Produkte wie Getreide, Flachs, Hanf oder Ölsaaten, aber auch Felle, Häute, Talg und Wolle. Vor allem aber transportierten sie Holz in Form von Balken, Planken, Brettern, Dielen, Sleepers oder Piepenstäben nach England, Holland und Belgien. Retour brachten sie Steinkohle, Dünger, Harz, Eisen, Baumwolle, Farbhölzer oder Kolonialwaren mit.

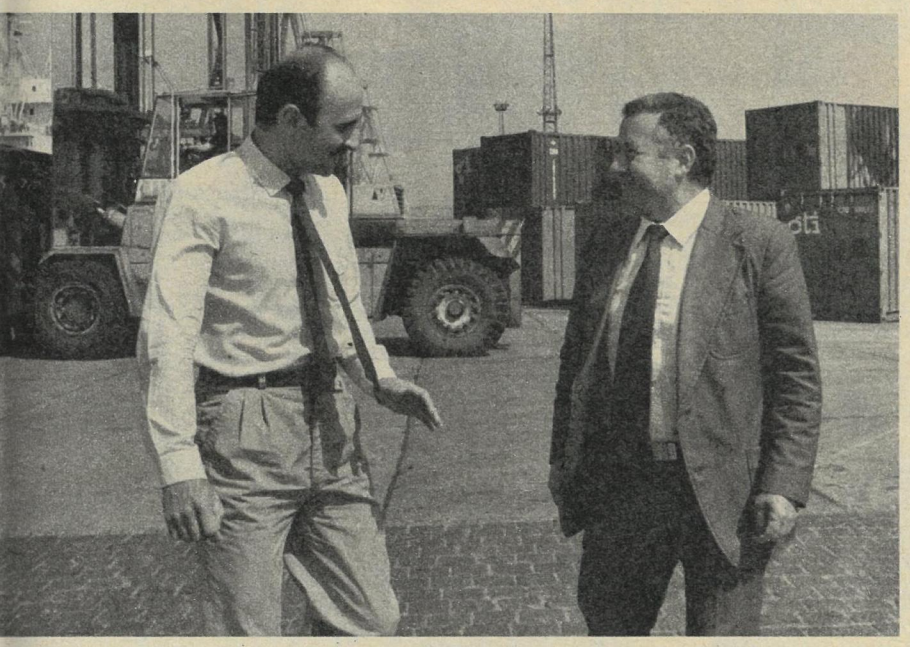
☆

Doch zurück zur Seefahrt von heute. Die Linie Rostock–Riga ist vom Transportaufwand der effektivste Dienst, den die beiden Reedereien ihren Kunden bietet. Dafür sprechen die stabilen Fahrzeiten und die eingesetzte Tonnage für Container und Ro/Ro. Mit anderen Worten: Kunden, die ihre Ware zum vereinbarten Zeitpunkt im Rostocker Hafen haben, wissen, daß sie spätestens in einer Woche in Riga ist und von dort ihr Transport zum Empfänger weitergehen kann. „In der Schiffahrt kein Weltrekord, aber zumindest Spitzenzeit", betont Artur Maul.

Als wichtigste Reserve für eine noch größere Wirtschaftlichkeit der Linie sieht der Generaldirektor kürzere Rundreisezeiten der Schiffe, insbesondere verkürzte Hafendurchlaufzeiten. Nach dem Stand der Direktbeziehungen befragt, antwortet er: „Für uns ist das kein vordergründiges Problem. Wir wickeln unsere Geschäfte schon lange auf direktem Wege ab. Das heißt, im Umgang miteinander freundlich, wie sich das für Geschäftsleute geziemt, aber in der Sache sehr konkret und kommerziell. Beim Geld, da gilt es zu rechnen, ja – in gewissem Sinne – sogar zu knausern."

Ehrlichkeit unter Freunden bedeutet für den Generaldirektor, daß derjenige das Geld bekommt, der die Leistung gebracht hat. Ein Prinzip, das bei der Linie Rostock–Riga konsequent angewandt wird.





Im Disput: Männer vom Umschlag zu Schichtbeginn (oben). An Land und auf dem Schiff: Sport wird beim Käpt'n und der Mannschaft der „Kahleberg" groß geschrieben (links). Freunde und Geschäftspartner: Die Vertreter der Reedereien Dimitri Kowalenko (l.) und Dimitrios Zipudis (links unten).

Inzwischen ist es kurz vor 10 Uhr. Wir stehen wieder am Kai, nahe der „Kahleberg". Hier rollt die neue Ladung in das Innere des Schiffes. 105 Multicars, 720 Tonnen Kabel, Motorteile und seine Verdichterstation gehören dazu. Ein Schwergut-Kolli mit einem Gewicht von über 80 Tonnen liegt schon auf dem Wetterdeck. Er wurde mit Hilfe eines Schwimmkrans dorthin bugsiert. Kolosse bis zu 150 Tonnen sind für Kapitän Holz keine Hürde, Kopfzerbrechen bereiten ihm Kolli ab 200 bis 300 Tonnen.

Das Schiff wird nach laufenden Metern beladen. Bis zu sechs Meter hoch wird die Ware gestapelt. Zwei Lifte stehen dafür zur Verfügung. Unter dem zweiten Deck ist noch ein absenkbares Pkw-Hängedeck angeordnet.

Wir sind verabredet mit dem Vertreter der Lettischen Seereederei in Rostock, Dimitri Kowalenko, und dem Relationsleiter der DSR, Dimitrios Zipudis. Zugleich halten wir Ausschau nach der „Puyer Puyyad". 10 Uhr soll sie aus Riga kommend einlaufen, am Kai festmachen.

Dimitri Kowalenko ist pünktlich, das Schiff nicht. Auf unser „Warum?" erklärt er: „Es fehlte an Ladung, an Containern. Ein so großes Schiff, die ‚Puyyad' faßt 450 bis 490 Container, kann man nicht mit halber Fracht fahren lassen. Das ist kein gutes Geschäft!"

„Daß ein Schiff nicht fährt, ist jedoch die große Ausnahme", kommentiert Dimitrios Zipudis den Vorfall. Was die Zusammenarbeit angeht, erklärt er, sei es eine bewährte Praxis, alle anstehenden Fragen gemeinsam zu erörtern und zu entscheiden. Das geschieht – wie im Falle der „Puyyad" – operativ und auf Expertentreffen, die vierteljährlich stattfinden.

„Wir werden in Riga mit dem sowjetischen Außenhandel reden, damit mehr Ladung im Hafen ist", setzt der lettische Reeder das Gespräch fort. Die den Betrieben in der Sowjetunion übertragene eigene Außenhandelstätigkeit erschwere momentan die Arbeit. „Die vielen neuen Partner unter einen Hut zu bringen, verlangt von uns als Reeder, noch besser zu koordinieren, mehr Kontakte zu knüpfen, verstärkt für Ladung zu werben."

Für mehr Ware werben – auch das Stichwort für Dimitrios Zipudis. Gute ökonomische Ergebnisse mit der Linie zu erzielen, erfordert seiner Ansicht nach zwei Dinge im Blickfeld zu haben. Zum einen die Stammkunden wie beispielsweise das Kabelwerk Oberspree Berlin mit einem jährlichen Umschlag von rund 50 000 Tonnen. Die Kabelwerker drängen darauf, daß ihre Ware möglichst schnell von Hafen zu Hafen gelangt – und das in einem ordentlichen Zustand, sonst verlangen die sowjetischen Betriebe Regreß. Zum andern geht es darum, immer wieder neue Kunden zu gewinnen, ihnen Vorteile des Liniendienstes wie Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit schmackhaft zu machen.

☆

Beide Reedereien verstärken gegenwärtig ihre Suche nach exportkräftigen Kunden auf dem Binnenmarkt, hatten wir vom Generaldirektor erfahren. Dabei sind Ladungen per Container und Ro/Ro-typische, beispielsweise Lkw oder Traktoren in großer Stückzahl, gleichermaßen gefragt. Außerdem biete die Linie verstärkt ihre Dienste für Transite an. So hat sie schon Spezialkabel aus der DDR für China über Riga und aus der UdSSR Lkw für die BRD über Rostock verschifft, Waren aus Japan, Irak oder Iran über die Ostsee geschippert.

Über die weiteren Vorhaben sind die Gespräche im Gange. Artur Maul wird mit Juri Paderow, Generaldirektor der Lettischen Seereederei, demnächst darüber beraten, wie die Linie noch effektiver arbeiten kann. „Neue Schritte fördern den Handel zwischen unseren Ländern und bringen beiden Seiten zusätzlichen Gewinn", meint Artur Maul.

☆

Donnerstag, kurz vor 10 Uhr. Wir sind erneut im Hafen, erleben, wie die „Kahleberg", das Heck dicht verschlossen, auf die Minute genau von Kai und Rampe ablegt.

Der Wettlauf gegen die Uhr bis zu dieser Stunde ist gewonnen, Mannschaft und Stauer haben das Zeitlimit von 48 Stunden um fünf unterboten.

Was aber wird in Riga sein, nach 500 Seemeilen?

„Keine Frage", lautete am Sonnabend die Antwort von Dimitrios Zipudis am Telefon, „die ‚Kahleberg' war wie immer pünktlich 5 Uhr an der Tonne. Bereits um 6 Uhr machte sie im Hafen fest."

Und erneut begann ein Wettlauf gegen die Uhr.

Vom Frühling in Wuling

Der Wind legt
sich, noch duftet
der Blütenstaub,
doch die Blumen
welken schon…
Der Tag
geht zur Neige.
Ich bin müde –
zu müde, um mir
das Haar
noch zu kämmen…
Dinge bleiben –
Menschen nicht;
all ihr Tun
und Treiben
ist vergänglich.

Li Qingzhao
(1091–1145 u. Z.)

Aus dem Schaffen der Gegenwart: Links – „Porträt der Dichterin Li Quingzhao". Qing Chuan. Rechts – „Das fröhliche Fest" (Drachentanz). Schule der Stadt Tianjin. Unten – „Die Heimat". Xu Guangzhou.

Qishu ist ein Zaubersaft

Es ist das zähe, zu gläserner Härte erstarrende Harz des Qishu, des Lackbaumes (eines Verwandten der Gummibäume), dem wir diese Erzeugnisse verdanken, die neben der Seidenweberei, der Herstellung von Porzellan sowie von Bronzefiguren und -gefäßen für Andachtszwecke zu den großen Hauptrichtungen chinesischer Kunst gehören. Lackbilder bezaubern den Betrachter mit ihrer nahezu unvergänglichen Farbigkeit, man schaut wie durch die Oberfläche hindurch auf ein zart belebtes Spiel von Licht und Schatten.

Erste bildliche Darstellungen mit Hilfe natürlicher Lackfarben sind aus dem vierten Jahrhundert vor der Zeitrechnung nachzuweisen. In Palästen und Landhäusern des Adels verzierte man damit die hölzernen Wände. Beim Volk wurden Türen und Möbel durch Lackmalerei geschmückt, wahre Prunkstücke die Hochzeitsbetten wohlhabender Bauern. Viel später erst erschien das selbständige, frei transportable Tafelbild.

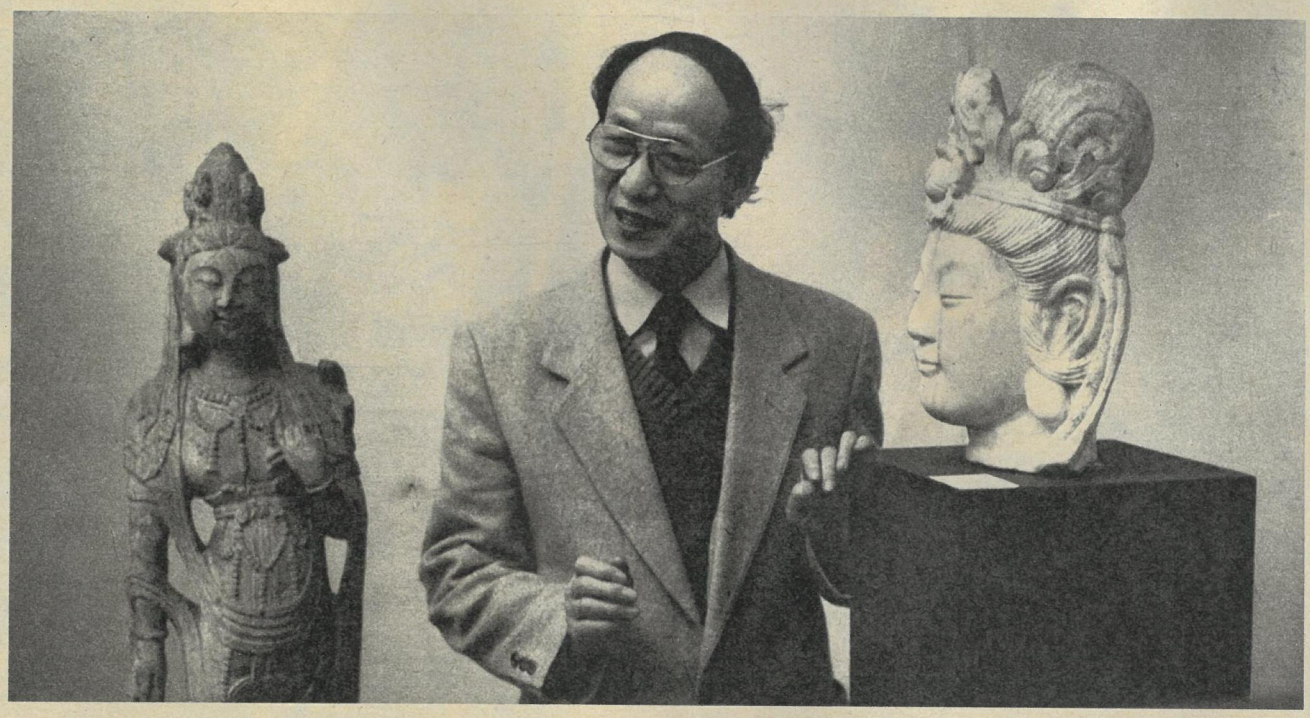
Der Lack, schichtweise aufgetragen, durchläuft eine ganze Reihe aufwendiger Arbeitsgänge, da wird grundiert, getrocknet, mehrfach geschliffen und poliert, manchmal auch geschnitzt. Ein einziges Bild kann aus über hundert Schichten bestehen. Wegen seines Glanzes, seiner Beständigkeit gegenüber Nässe, sogar chemisch aggressiven Einflüssen wie Laugen und Säuren gilt der vom Qishu (Rhus vernicifera, Gattung der Wolfsmilchgewächse) stammende Rohlack als „König der Anstrichfarben"; er dient als Bindemittel für die Farbsubstanzen verschiedener Herkunft sowie zum dauerhaften Verleimen.

Lackbäume wurden in China schon vor dreitausend Jahren gärtnerisch kultiviert. Zur Aufsicht über derartige Pflanzungen bestellte man „Lackbeamte", so war der große Philosoph Zhuangzi Aufseher eines „Lackgartens".

Als früheste Form der Lackarbeiten entstanden lackverzierte, zum Teil aus Lackwänden geformte Gefäße und Behälter. Schon die Leute der Hemudu-Kultur, die sich vor sieben Jahrtausenden am Gelben Fluß, dem Huanghe, entwickelte, hinterließen den Archäologen eine große Auswahl solcher lackierten Hohlkörper. Der Überlieferung nach soll König Da Yu (um 2205–2198 v. u. Z.) ein „heiliges Gefäß" hergestellt haben, das „außen schwarz, innen rot lackiert" gewesen sei.

Noch heute werden runde Lackgefäße „gewickelt". Dabei legt man Schnuren aus Hanf, auch Seide, in dichten Ringen um einen hölzernen oder keramischen Kern, der nach dem Auftragen und Trocknen der Farbschichten wieder entfernt wird. Zu den Vorzügen eines solchen Behältnisses gehört das geringe Eigengewicht.

Vom hohen Stand des Kunstgewerbes zur späteren Han-Zeit künden 480 Einzelstücke, die als Beigaben zu Gräbern in Mawangdui zutage kamen; es handelt sich um Gebrauchsgegenstände in Gestalt von Lackarbeiten – Dosen, Teller, Löffel, Schüsseln, Schöpfkellen, dreifüßige Kessel, Weinbehälter, Becher, runde und eckige Kannen. Hinzu kommen Waschbecken und Wandschirm, Tisch und Bett, Laute und



Unser Autor: Dr. Yang Enlin, Kustos der Ostasiatischen Sammlung des Pergamonmuseums zu Berlin

Brettspiel sowie bemalte Waffen. Meisterlich ausgeführt waren Särge mit bunter Lackierung auf rotem und mit mehrfarbigem Dekor auf schwarzem Grund. Die Analyse ergab, daß Schwarz, Zinnoberrot, Braun, Dunkelbraun, Gold und Weiß dominierten; als Farbmittel dienten – mit Öl vermischt – vor allem Zinnober, Eisenoxyd und pulverisierter „Pfauenstein" (aus dem irisierenden Belag von Perlmuschelschalen). Dargestellt wurden außer geometrischen Ornamenten auch Blumen und Gräser, geflügelte und vierfüßige Tiere, Drachen und ziehende Wolken.

Lackbehältnisse haben, wie die Ausgrabungen zeigten, Teile ihres Inhalts verhältnismäßig gut konserviert. So fanden sich Lotoswurzelscheiben in Kesseln, Reste von Fleisch und Früchten in abgedeckten Schüsseln. Eine schwarz lackierte Schatulle enthielt fünf Kästchen, in denen sich Tafeln mit medizinischen Ratschlägen sowie Aufzeichnungen auf Holz und auf Seide befanden. Man entdeckte einen geographischen Atlas, einen Reiseführer mit Wegekarte, dazu eine Flöte. Eine rosa bemalte Spanschachtel entpuppte sich als Köfferchen für einen lackgetränkten Gazehut... Die meisten Dinge tragen den Namen ihres Besitzers, sie sind mit Inhaltsangaben und Gebrauchsanweisungen versehen, manche zeigen noch die gestempelte Signatur der Hersteller.

In einem Geschichtsbuch der ausgehenden Han-Zeit heißt es: „Zur Yanxi-Ära (158–166 u. Z.) begann die selbständige Lackmalerei..." Bei Datong in der Provinz Shanxi wurden Tafelbilder aufgefunden, die unter der Nördlichen Wei-Dynastie (386–534 u. Z.) entstanden sind. Über gewaltige Zeiträume hinweg haben sich die einzelnen Verfahrenstechniken bis in die Gegenwart erhalten, und Künstler haben ihre Freude daran, die traditionellen Darstellungsweisen neu zu beleben.

Weit verbreitet ist die bunte, möglichst farbenprächtige Ausführung von Lackbildern. Eine Steigerung der Effekte bewirkt Gold- oder Silberstaub, der in verschiedener Konzentration mit Lack vermischt zum Hervorheben von Konturen angewandt wird. Das ergibt „retuschierte" Motive.

„Geschnittene Bilder" werden mit dem Messer auf einer makellos lackierten Platte eingraviert – ein Verfahren, das dem Holzschnitt gleicht. Die Kerbungen können hohl bleiben, man füllt sie aber auch mit Farben aus. Manche Meister überschleifen noch die gesamte Fläche, wenn die Farbeinsprengsel durchgetrocknet sind.

Einlegearbeiten (Intarsien) stehen bei Lackmalern noch immer hoch im Kurs. Straßenpflaster beispielsweise, eine Hausmauer oder ein Porzellangefäß imitieren sie vorzüglich mit winzigen Bröckchen Eierschale (je nach beabsichtigter Wirkung von Hühnern oder Enten), die – zunächst angeleimt – in neu aufgetragenen Schichten durchsichtigen, beziehungsweise halb durchsichtigen Lacks versinken. Groß ist das Verzeichnis der zum Intarsieren verwendeten Materialien; Scheibchen von Elfenbein oder von Kamelknochen werden ebenso eingesetzt wie Lamellen aus Perlmutt oder verschiedenen Metallen. Die natürliche Schönheit ausgesuchter Steine erhebt sich zuweilen als Relief über die Oberfläche eines Bildes. Reliefwirkung zeigen auch bossierte (plastisch geformte) Lackarbeiten; dafür werden Lackschichten in unterschiedlicher Stärke aufgetragen und „bildhauerisch" gestaltet. Die Palette erweitert sich, indem man Lagen von Holzkohlenstaub, Ziegelasche oder Gips als Zwischenschichten einleimt. Von besonderer Ausdruckskraft sind plastische Elemente (meist ornamental), die zu einem Teil fein poliert, zum anderen rauh belassen oder extra aufgerauht wurden.

In unseren Tagen öffnet sich die Lackmalerei nicht nur neuen Motiven, sondern auch industriell hergestelltem Material. Man experimentiert mit Grundplatten aus Metall, zum Beispiel Aluminium, und synthetischen Lackfarben. Doch erfahrene Meister schwören darauf, daß das Blut des Qishu zumindest in der Mischung enthalten sein muß.

Dr. Yang Enlin (Text)
P. Kalbe, D. Christel (Fotos)

Dobre doschli! Herzlich willkommen, sagen bulgarische Gastgeber: Ehepaar Pawlow (oben), Jordan Christow mit Hündin „Linda“, Maria Topalowa vom Tourismus-Service Nessebar und Wessa Charisanowa (rechts)

Privat zu Gast

Tausende DDR-Touristen „aalen“ sich gegenwärtig an bulgarischen Sonnenstränden. Wie üblich wählten die meisten ein Zimmer in den vollbelegten Hotels als Bleibe. Nur wenige buchten eins der preiswerten Privatquartiere, die sich den Sommerfrischlern aus aller Welt gastlich öffnen, all jenen, die dem Landestypischen und Unverwechselbaren begegnen möchten. FREIE WELT-Reporter Volker Hempel (Text) und Detlef Christel (Fotos) entdeckten zwischen Baltschik und Nessebar so manchen lauschigen Platz, der im Trubel der Hochsaison wie eine idyllische Oase anmutet.

Privat zu Gast

Sie waren für uns d i e Entdekkung: herrliche Urlaubsquartiere, direkt bei Bulgaren zu Hause. BALKANTOURIST hatte uns zwischen Baltschik und Burgas schon viel Neues gezeigt – moderne Kureinrichtungen in Nessebar, Warna und Albena, zahlreiche Kinderattraktionen an den Stränden, erweiterte Möglichkeiten für Sport und Spiel – und immer wieder waren wir auf der schönen Küstenstraße an freundlichen Häuschen und Villen vorbeigefahren, die uns mit ihren gepflegten Gärten am Meer und an den Berghängen magisch anzogen. „Hier müßte man mal Urlaub machen", hatte ich laut zu Detlef, meinem fotografierenden Kollegen, gesagt. Und Zwetanka Kolewa, unsere nimmermüde dolmetschende Begleiterin von BALKANTOURIST, reagierte prompt: „Das könnt ihr doch!" Also, auf nach Baltschik...

Kurz hinter Albena stoppte unser LADA. Einstöckige neue Einfamilienhäuser mit großem quadratischen Grundriß und dem typischen rotgeziegelten Flachdach stehen in tolerantem Abstand voneinander auf einem sanften Hügel wie Kerzen auf einer Geburtstagstorte. „Das sind Ferienvillen. Im nächsten Jahr können Touristen hier einziehen", erfuhren wir. „Die Straßen müssen noch befestigt werden." Tolle Idee: Urlaub im „eigenen" Wochenendhaus am Schwarzen Meer. Und es soll nicht viel mehr kosten als bisher im Privatquartier, etwa 15 Prozent mehr. Ja, hatte Peter Apostolow, Direktor im Amt für Tourismus-Service in Albena, gesagt, diese Wochenendhäuser sollen auch uns angeboten werden.

Baltschik kam in Sicht.

Pirinstraße Nr. 5

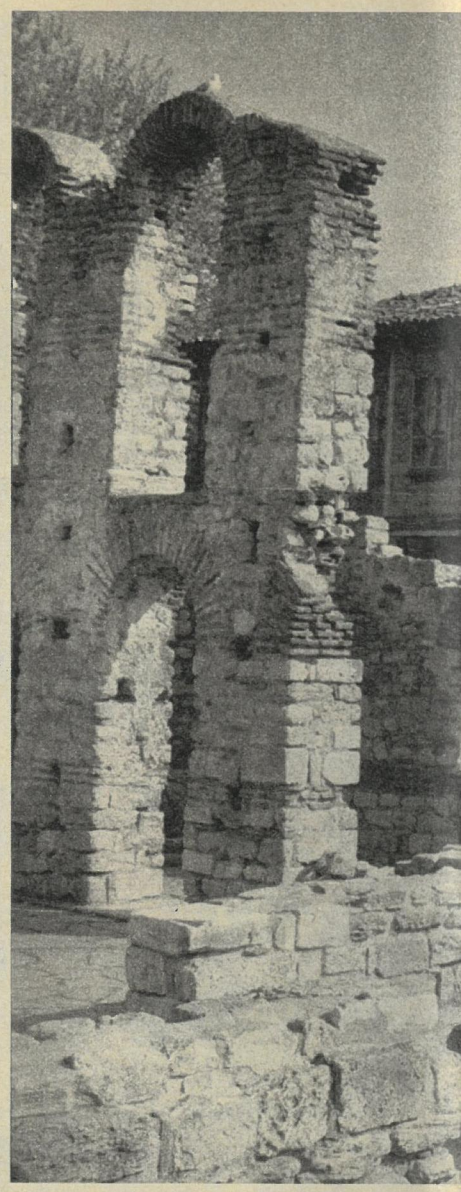
Hier wohnen die Nentschews. Die zweistöckige Villa, Baujahr 1985, gehört dem Ingenieur und stellvertretenden Direktor eines Kfz-Betriebes Nenko und seiner Frau Radka, die als Op.-Schwester arbeitet. Wesselina (19) und Plamena (12) machen das Kleeblatt komplett. Ein großzügig eingerichtetes Wohnzimmer mit Doppelcouch und Farbfernseher sowie ein im zweiten Stock liegendes geräumiges, helles Zimmer mit drei Betten wurden freigemacht, als Sylvia Kaltschewa, in der BALKANTOURIST-Filiale für Privatquartiere zuständig, vor drei Jahren mit der Anfrage kam, ob die Nentschows sommers über nicht DDR-Touristen aufnehmen würden. Die sprichwörtliche bulgarische Gastfreundschaft, abwechslungsreiche Kontakte, die den Gesichtskreis erweitern, gaben den Ausschlag für deren Zusage. „Es ist kein Zufall, daß dieses schöne Haus für Ihre Urlauber reserviert ist", erläuterte uns Frau Kaltschewa ihre „Zimmerpolitik". „Das Reisebüro der DDR hat bei uns nur die besten Angebote unter Vertrag." Mit sichtlichem Stolz führte Frau Radka das mit staatlichem Kredit und vielen zusätzlichen Leistungen erreichte schmucke Anwesen vor. Angesichts einer Op.-Schwester die glänzende Sauberkeit zu erwähnen, sträubt sich fast die Feder. Die sanitären Anlagen, die separaten Bäder und WC für die Gäste brauchen keinen Komfortvergleich mit modernen Hotels zu scheuen. Vor allem atmet das Haus persönliche Atmosphäre, besonders der rustikale Salon, in dem man sich auch einmal mit seinen Gästen bei einem Glas Wein trifft. Die Verständigung? Mit einem Gemisch aus Deutsch und Russisch und einem Sprachführer käme man ganz gut zurecht... Wir testeten die Entfernung zum Strand. Ein gesunder Fußweg, zehn Minuten bergab.

Jaworowstraße Nr. 31

Nicht weit weg von den Nentschows wohnen die Pawlows, seit kurzem Rentner. Er, Christo, war Mechaniker und sie, Sofka, Schneiderin von Beruf. „Wenn einer der Gäste sich mal ein Loch in seine Hose reißt, ich näh's wieder zu." Laut Leistungsvertrag ist das ein Extradienst, der gesondert zu bezahlen wäre. Wir hatten jedoch den Eindruck, daß Frau Sofka so etwas als Gefälligkeit betrachtet. „Wir freuen uns über jeden, der unser schönes Baltschik besucht." Mit einer Handbewegung unterstreicht Christo seine Worte. „Bei uns können sich die Urlauber ausgezeichnet erholen, denn Baltschik ist nicht so überlaufen." Der Blick von der oberen Terrasse, die von einer Weintrauben-Pergola überdacht ist, bringt einige Reize dieser Ortschaft, die zu den ältesten bulgarischen Siedlungen zählt, zur Geltung. Die weißen Strände der weiten, halbkreisförmigen Bucht dukken sich hinter einer felsigen Steilküste, die zum romantisch-zerklüfteten, siebzig Meter hohen Kap Kaliakra führt. Ein natürlicher Wall gegen kühlere nördliche Luftströmungen. Wie eine Nadelspitze sticht aus dem roten Ziegelgeklimper der unzähligen Dächer ein weißes Minarett empor. Ein weiteres ist Teil des bezaubernden nahgelegenen Palais, das die rumänische Königin Maria 1924 im orientalischen Stil errichten ließ. Es bildet den Mittelpunkt des weitläufigen botanischen Terrassengartens mit seinen über tausend seltenen Pflanzenarten, darunter 200 verschiedene Kakteen... Die Pawlows, deren beide Söhne in Restaurants von BALKANTOURIST arbeiten, wo Privatgäste freizügig ihre Talons umsetzen können, empfangen seit 1970 DDR-Touristen. Einige kommen immer wieder, so auch Sigrun und Ulrich Rößler aus Löbau. Sie wollen das 1962 gebaute gastliche Haus, seine liebenswürdigen Wirtsleute und den Über-die-Stadtbis-hin-zum-Meer-Blick, die geruhsamen Mahlzeiten auf dem Balkon und der Terrasse nicht mehr missen. Wirklich, schwer sich von hier zu verabschieden...

Leninstraße Nr. 17

Wir waren etwas verblüfft. Wir landeten vor einem gewöhnlichen Mietshaus. „Wir haben seit 15 Jahren Touristen aus der DDR." Das Rentnerehepaar Weska und Georgi Kubshkarowa verfügt über erfreulich große Wohnräume. „Ärzte und Lehrer kommen zu uns, ein Journalist war auch schon dabei." Und



Restaurant „Tschernomorez" in Drushba: Bulgarische Kellner und Serviererinnen müssen sich ständig weiterqualifizieren. Vor dem Prüfungsbankett...

Bei Nentschews in Baltschik. Frau Radka (hier im Gespräch mit FREIE WELT) empfängt seit drei Jahren Gäste aus der DDR.

schon manche kehrten wieder ein. Das Schlafzimmer für die Gäste fällt durch seine Geräumigkeit auf, besonders das ausladende Ehebett im Glanz der gesteppten Tagesdecke und dem Himmelblau der Tüllgardinen. Frau Weska macht für ihre Gäste, die normalerweise den ganzen Tag auf Achse sind, Frühstück. „Ich muß sie unbedingt verwöhnen, das macht mir Freude." (Solche und andere Leistungen kann man als Privatgast auch offiziell vertraglich für relativ geringe Aufschläge vereinbaren.) Wir, die unerwarteten Besucher, wurden mit Kaffee und selbstgekeltertem Wein bewirtet. Das Ehepaar hegt und pflegt einen eigenen Weinberg. „Ich verstehe etwas Deutsch", erzählte Frau Weska und schenkte vom süffigen schweren Roten ein. „Ich habe es nach und nach gelernt." Und auch in diesem Quartier lieben die Gäste besonders den Balkon: Hoch über der „weißen Stadt", wie Baltschik seiner weißgetünchten Häuser und der strahlenden Hänge der Kalksteinfelsen wegen genannt wird, liegt alles wie auf der Handfläche: die scheinbar ein Amphitheater bildenden, stetig nach oben kletternden Häuschen, die Schiffe im Hafen... „Wir haben manchen Spaß zusammen. Ich lese für meine Gäste die Zukunft aus dem Kaffeesatz", kam uns Weska geheimnisvoll. „Ihnen", sie griff nach der geleerten Tasse meines Kollegen, „steht eine große Reise bevor..." Woher wußte sie das nur? Detlef wollte wirklich in einigen Wochen mit seiner Frau in den Urlaub fahren. Nach Bulgarien...

Rund 250 Plätze in Privatquartieren konnten in diesem Sommer im reizvollen Alt-Nessebar (oben) DDR-Touristen angeboten werden.

Weska und Georgi Kubshukarow beweisen, daß es auch in einem Privatquartier im Neubaublock gemütlich sein kann.

☆

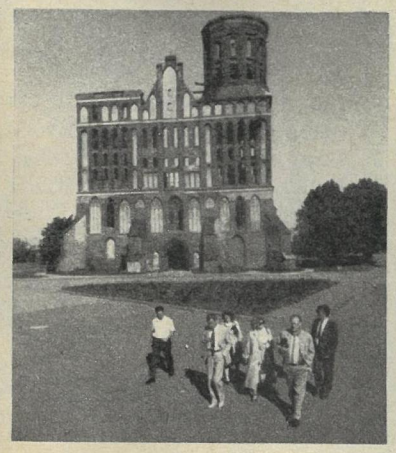
„Wir verfügen über 22 200 Betten in privaten Quartieren an der nördlichen Küste", informierte uns Emil Panajotow, Direktor des Touristik-Amtes Goldstrand. „Im vorigen Jahr waren aus Polen 57 000 Touristen und aus der ČSSR 17 000 privat zu Gast." Und aus der DDR? Vergleichsweise wenig, nur 7000. Und wieviel kostet ein Bett pro Nacht im Privatquartier? Vier Lewa.

Wir danken BALKANTOURIST und der Fluggesellschaft BALKAN für die freundliche Unterstützung.

Im nächsten Heft:

Kant bei Kant

„Das Gewissen der Welt" heißt ein Gemälde des Meisters der japanischen Lackmalerei Hashimoto, das Buddha, Sokrates, Konfutse und – Immanuel Kant zeigt. Es hängt in Kaliningrad, in einem Museum, das deren Universität dem großen Aufklärer einrichtete. Sie finden den 1. Teil der sehr heutigen Reisereportage Uwe Kants aus der westlichsten Gebietshauptstadt der UdSSR in unserer nächsten Ausgabe. Es fotografierte Detlev Steinberg.



Des Teufels Großmutter

FREIE WELT in Gliwice auf den Spuren der Geschichte und Gegenwart – 50 Jahre nach dem inszenierten Überfall auf den Rundfunksender der Stadt, womit die Hitlerfaschisten den zweiten Weltkrieg auslösten.

Daß die Kinder nicht mehr sterben...

ist die wichtigste Aufgabe für Angolas Mediziner. FREIE WELT sprach in Luanda mit dem Minister für Gesundheitswesen, Dr. Flavio Fernandéz.

Foto: Detlef Christel

Geheimniskrämer

Ein Sattelschlepper, neuestes Modell von LIAZ, wird zurechtgemacht für eine Reklame-Auslandstour. FREIE WELT war bei dem renommierten ČSSR-Lkw-Produzenten, um einen Blick in dessen Zukunft zu tun. Ein nicht ganz einfaches Unterfangen...

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Glattnatter

Coronella austriaca LAURENTI 1768

Schlangen gehören in Europa zu den unbegründet verrufenen Tieren. Die Mehrzahl der europäischen Schlangen bilden ungiftige Nattern, während vereinzelte Zusammenstöße mit Ottern in der Vergangenheit stark dramatisiert wurden. Einzig wahr ist aber, daß eine Kreuzotter nur beißt, wenn sie getreten oder angefaßt wird. Todesfälle nach solchem Biß sind bereits jahrzehntelang nicht mehr aufgetreten, was bei der heutigen Seltenheit des Reptils kaum verwundert. Mit wesentlich größerer Wahrscheinlichkeit kann man bei Ausflügen in die Natur auf Ringelnattern stoßen, etwa an einem ruhigen Badegewässer oder einem Bach. Diese Vertreterin der Schwimmnattern stellt den in Feuchtbiotopen beheimateten Fröschen, Molchen, Kröten und Fischen nach, gelegentlich muß auch eine Maus oder eine Eidechse ihr Leben lassen (die Ringelnatter ihrerseits steht auf dem Speisezettel von Bussard, Weihe, Reiher und Igel).

Spezialisiert auf den Fang von Eidechsen ist die erheblich seltenere Glatt- oder Schlingnatter. Diese muskelstarke Schlange kommt in alten Steinbrüchen, in den Winkeln von Weingärten, im Geröll von Böschungen vor; in derartigen Verstecken stöbert sie nach den kleinen Echsen (auch nach Blindschleichen), die von ihr blitzartig umschlungen und erdrückt werden. Ihre Zeichnung erscheint verhältnismäßig kontrastarm, aus der Nähe fällt der Glanz des Körpers auf. Das abgebildete Exemplar wurde im Kaukasus am Fuße einer vom Menschen errichteten Trokkenmauer mit der Kamera überrascht. Das Verbreitungsgebiet der Glattnatter erstreckt sich von Mitteleuropa bis nach Kleinasien und den asiatischen Regionen der Sowjetunion. – Ein Weibchen bringt, nach Reißen der Eihüllen, bis zu 15 Junge zur Welt.

Dr. W. Wendt (Text und Fotos)

UNSERE FRAGE:
Stellen Lurche (Amphibien) und Kriechtiere (Reptilien) aus zoologischer Sicht
a) Klassen
b) Familien
c) Ordnungen dar?
Antworten mit aufgeklebter Serienmarke (6) bitte per Postkarte bis 16. August an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. – So war es richtig in Heft 12: Grottenolm – ein Schwanzlurch (c). Es gewannen: 100 M – B. Herrmann, Dresden; 75 M – H. Zasel, Roßleben; je 50 M – G. Fechner, Leipzig; W. Anders, Parchim; St. Kegebein, Bitterfeld.